

Joachim Stiller

Bücher, Bücher,
Rezensionen

Alle Rechte vorbehalten

1. Teil

Belletristik – Das Mittelalter und später

„Die göttliche Komödie“ von Dante Alighieri

Dante Alighieri wurde 1265 in Florenz geboren. Er starb 1321 in Ravenna. 1302 wurde der Politiker und Staatsmann Dante in Florenz in die Verbannung geschickt. Nun begann ein weites Wanderleben. Während seiner Wanderjahre schrieb Dante die „Commedia“, die später von Boccaccio „Devina Commedia“, also „Göttliche Komödie“ genannt wurde.

Die Commedia schildert die Wanderung Dantes höchstselbst, in Anlehnung an die 33 Lebensjahre Christi in drei Büchern zu je 33 Gesängen. Jeder Gesang besteht aus Terzinen mit 33 Versfüßen oder lyrischen Silben. Das erste Buch beschreibt die „Hölle“, das zweite Buch den „Berg der Läuterung“ (Fegefeuer) und das dritte Buch „das himmlische Paradies“.

Auf seiner visionären Wanderung durch diese drei Jenseitsbereiche des katholischen Glaubens wird er begleitet von seinem Führer Vergil und von Beatrice, seiner unerfüllten Liebe.

Drei evolutionäre Grundthemen bestimmen Form und Inhalt der Commedia:

1. der persönliche Entwicklungsgang des Dichters,
2. die Wirklichkeit der göttlich-geistigen Welt, und
3. das Ideal der „humana civilita“, der sozialen Ordnung des Menschengeschlechts.

Im Gegensatz zu neueren, oftmals geisteswissenschaftlich orientierten Interpretationen, bin ich der Meinung, dass die Commedia ganz ein Kind der damaligen Zeit ist und den mittelalterlichen Jenseitsvorstellungen entspricht.

Möglicherweise hat Dante aber auch tatsächlich wenigstens Fragmente der jenseitigen Seelen- und Geisteswelt schauen können. Mit Dante ist somit eine wahre Weltmission verbunden: Der Kampf um den menschlichen Geist, der heute aktueller ist denn je. Die Commedia ist zweifellos ein Klassiker der Weltliteratur. Neben Homer und dem Faust von Goethe ist die Commedia sicherlich eines der bedeutendsten und einflussreichsten Werke, das je geschrieben wurde.

Nachtrag:

Ich habe noch vergessen, wenigstens auf zwei ganz gute Werke „über“ die göttliche Komödie aufmerksam zu machen, was ich hiermit nachhole:

- Willem Frederik Veltman: „Dantes Weltmission“, und
- Dr. Theophil Spoerri: „Einführung in die Göttliche Komödie“

- Ich selber habe eine Ausgabe der göttlichen Komödie aus der Reihe „Illustrierte Klassiker“ die bei Parkland erschienen ist. Sie ist mit 136 Illustrationen (Radierungen) von Gustave Dore bebildert der auch die Fabeln von La Fontaine so großartig illustriert hat. Beide Werke gibt es zu einem Spottpreis. Man schaue sich vielleicht einmal im nächsten „modernen Antiquariat“ um.

„Das Dekameron“ von Giovanni Boccaccio

Der Italiener Giovanni Boccaccio lebte von 1313 bis 1375. Er schrieb sein Hauptwerk, die Novellensammlung „Dekameron“ zwischen 1349 und 1353. „Deka“ heißt Zehn und „Dekameron“ Zehntagewerk.

Sieben Frauen und drei Männer fliehen vor der großen Pest von 1348 aus Florenz aufs Land. Dies bildet die Rahmenerzählung des Dekameron. Sie erzählen sich an zehn Tagen je zehn Geschichten. Das ganze Werk bildet eine Art „menschliche Komödie“ (Carducci). Die Geschichten sind ganz aus dem Leben heraus erzählt und strotzen nur so vor Lebensfreude und

knisternder Erotik. Zwei Erzählstränge werden in den Geschichten auf ganz wunderbare Weise miteinander verwoben, einzelne Schicksalsschläge und –begebenheiten einerseits und Liebesgeschichten und Erotik andererseits. Dabei sind die Geschichten, die immerhin von „sehr anständigen Aristokraten“ erzählt werden, nie pornographisch, nie fällt ein anzügliches Wort. Das Dekameron wendet sich im Grunde an Frauen, die noch die Liebe „in ihrem Busen tragen“.

Dioneo, der „Boccz“ (Goethe) höchstselbst sein könnte, erzählt immer die letzte Geschichte eines Tages, die immer von einer ganz eigenen Stärke und Kraft ist, und lässt so den Tag heiter ausklingen. Dann werden noch Lieder gesungen, man isst und legt sich schließlich schlafen. Die wohl schönste Geschichte, die Dioneo erzählt, ist die von Messer Ricciardo, die letzte Geschichte des zweiten Tages. Ich fasse sie kurz zusammen:

Messer Ricciardo di Cinzica war ein gut betuchter Richter aus Pisa, der mehr Verstand hatte als Kraft. Was ihm zu seinem Glück noch fehlte, war eine junge Frau. Und so nahm er sich Bertolommea, die Tochter von Messer Lotto Gualandi zur Frau. Die Hochzeit wurde gefeiert und in der ersten Nacht vollzogen beide die Ehe. Doch hatte dies Messer Ricciardo völlig verausgabt. So lehrte er denn seiner Gattin den Kalender, in welchem es nur Feiertage gab, an denen die Ehe eben nicht vollzogen werden könne. Trotzdem hatte Messer Ricciardo immer ein waches Auge auf seine junge und sehr hübsche Frau. Nun begaben sie sich eines Tages ans Meer. Da kommt Paganino von Monaco vorbeigesegelt und raubt Bertolommea. Das Leid ist nun überall groß, und als Messer Ricciardo erfährt, wer der Räuber ist, fährt er sofort nach Monaco. Er befreundet sich mit Paganino und will ihm nun seine eigene Frau abkaufen. Paganino, nicht ohne List, sagt ihm, wenn er, Messer Ricciardo, sage, dass Bertolommea seine Frau sei, und sie ihn erkenne, könne er sie haben. Doch Bertolommea erkennt ihn bei der Gegenüberstellung nicht. Während einer nun folgenden Aussprache unter vier Augen sagt sie ihm, er habe sie nur die Feiertage gelehrt, sie wolle aber auch die Werktage kennen lernen. Und so bleibe sie denn für immer bei Paganino. Der arme Messer Ricciardo, der heimgekehrt an gewissen menschlichen Leiden irre geworden war, sagte nun jedem Menschen, den er traf, die unverständlichen Worte: „Das schlechte Ding will keinen Feiertag.“

Boccaccio schrieb die Novellensammlung „Das Dekameron“ nach dem Vorbild von Dantes göttlicher Komödie. Die hundert Geschichten entsprechen den hundert Gesängen aus Dantes Werk. Das Dekameron war Vorbild für fast alle abendländischen Novellensammlungen, z.B. Das Heptameron, Don Quijote, Till Eulenspiegel, die Schildbürgerstreiche usw.

Boccaccio ist der Ahnherr der italienischen Prosa. Wer immer versucht hat, das Dekameron nachzuahmen, es blieb doch das einsame Meisterwerk, das in seiner Dichte und Homogenität unübertroffen ist.

„Don Quijote“ von Miguel de Cervantes Saavedra

Der Spanier Miguel de Cervantes schrieb das Ritterepos Don Quijote im 17. Jahrhundert. Es erschien in zwei Teilen, zuerst 1605, und dann 1615.

Der Junker Quijano, so mag er heißen haben, schwärmt für Ritterromane. Er liest alles über fahrende Ritter, bis er an seiner eigenen Leidenschaft erkrankt und schließlich den Verstand verliert. Nun will er selber fahrender Ritter werden, und nennt sich von nun an Don Quijote de la Mancha. Er verlässt mit seinem Pferd Rosinante Haus und Hof, bis er Sancho Pansa begegnet, dem er eine eigene Provinz verspricht und der daraufhin sein Knappe wird. Und nun beginnt die herzergreifende Odyssee des wohl verrücktesten Paares der Weltliteratur. Unzählige Abenteuer müssen die beiden bestehen. Das wohl bekannteste ist die Begegnung Don Quijotes mit den Windmühlen, die er für einen Angriff feindlicher Riesen hält. Don Quijote stürzt sich in den Kampf, trotz der Warnungen des unzweifelhaft Vernünftigeren der beiden, Sancho Pansa, und stößt seinen selbstgebastelten Speer – eine Lanze hat er nicht – in die Flügel einer der Windmühlen. Doch diese zeigt sich unbeeindruckt und hebt Don Quijote aus

dem Sattel und verletzt ihn schwer. Die erste der Niederlagen des Ritters von der traurigen Gestalt. Der Kampf gegen die Windmühlen ist heute wegen seiner Aussichtslosigkeit noch immer ein geflügeltes Wort.

Ob Sancho Pansa am Ende seine Provinz erhält, und welche, an Verrücktheit sich immer wieder überbietende Abenteuer die beiden noch bestehen müssen, soll hier nicht weiter verraten werden.

Cervantes gilt als einer der besten Schriftsteller aller Zeiten. Seine Sprache spielt auf allerhöchstem Niveau. Allein schon ob des Umfanges des Novellenzyklus – beide Bücher bestehen aus 52 bzw. 74 einzelnen Novellen – sprengt das Epos eine bloße Parodie auf den dazumal üblichen Ritterroman bei weitem.

Verarbeitet werden in diesem Roman alle gängigen literarischen Formen seiner Zeit. Doch das größte Vorbild ist wohl die Novellensammlung des „Dekameron“ von Boccaccio, dem es nachempfunden ist. Wichtige Parallelen sind die kurzen Inhaltsangaben über jeder Novelle und Don Quijotes geheime Geliebte und Musebraut Dulcinea von Toboso, die freilich nur in seiner Phantasie existiert.

Nachtrag:

Wem der Don Quijote zu umfangreich ist, oder wer den Weg lieber abkürzen und die Umgehungsautobahn nehmen möchte dem empfehle ich eine der zahlreichen guten Verfilmungen des Stoffes. Eine Neuverfilmung wurde oder wird gerade als – ich glaube- deutsch-spanische Koproduktion gedreht. Ich weiß das deshalb, weil einige wenige Szenen vor der Beckumer Mühle gedreht wurden. Und in Beckum (Westfalen) bin ich schließlich geboren.

Teil 2

Belletristik – Das 19. Jahrhundert

„Die menschliche Komödie“ von Honore Balzac

„Die menschliche Komödie“ ist der Titel einer ganzen Romansammlung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie umfasst zuletzt 91 Romane und Erzählungen. Ursprünglich waren 137 Werke geplant, was Balzac, trotzdem er von seiner Genialität überzeugt war, und trotz seines immensen Fleißes, nicht geschafft hat.

Der Titel der menschlichen Komödie ist eine Anspielung an Dantes göttlicher Komödie, was Balzac mit dem unerhörten Aufwand seines Vorhabens rechtfertigt. Er wollte ein Sittengemälde des 19. Jahrhunderts schreiben und darin eine ganze Welt erschaffen.

In seinen Werken kommen an die 3000 Personen vor, Menschen zumeist aus der mittleren oder gehobenen Oberschicht, fast alle Berufe werden typisiert. Das Werk ist als ein reines Unterhaltungswerk geschrieben und in seinen konkreten Beschreibungen der Lebensverhältnisse im postrevolutionären Frankreich (die Romane spielen zumeist in Paris) von einer betörenden Sinnlichkeit. Balzac ist ein Meister der Überraschungen. Lange vorbereitete Handlungen kulminieren oft in völlig unerwarteten Wendungen.

Die besten Romane aus der menschlichen Komödie sind vielleicht „Verlorene Illusionen“ und „Glanz und Elend der Kurtisanen“ aus dem Werkteilen „Iliade de Korruption“ und „Eugenie Grandet“. Erfolgreich war auch „Das Changrinleder“, das durchaus das historische Vorbild abgeben könnte für den „Herr der Ringe“ von J.R.R. Tolkien. Aber darüber lässt sich sicherlich streiten. Balzac ist ein absolutes „Muss“ für alle Freunde der großen Literatur. H. P. Blavatsky, die Begründerin der Theosophie, nannte Balzac einmal einen „Okkultisten des Unterbewusstseins“. Balzac gehört neben Flaubert, Maupassant, Emile Zola und Victor Hugo zu den fünf größten französischen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts. Die Franzosen selber nennen sie die besten „aller Zeiten“.

„Die Brüder Karamassov“ von Fjodor M. Dostojewski

„Die Brüder Karamassov“ ist der letzte Roman, den Dostojewski kurz vor seinem Tode schrieb. Er erschien 1879/80.

Der Roman erzählt die Familiengeschichte der Karamassovs. Vater Fjodor Pavlovitsch ist ein Trunkenbold, ein Narr, ein Weiberheld und ein selbsternannter Possenreißer. Er hat drei Söhne: Dimitrij von seiner ersten Frau, Iwan und Aljoscha von seiner zweiten Frau. Beide Frauen sterben schon nach wenigen Ehejahren. Der Vater, Alkoholiker, und nur an Weibergeschichten interessiert, kümmert sich nicht um seine Söhne. Diese wachsen dann auch in Pflegefamilien auf. Als sie erwachsen sind, gehen sie alle drei wieder zum Vater, den sie aber ob seines schlechten Charakters hassen. Vor allem zwischen Vater Fjodor Pavlovitsch und Dimitrij kommt es wegen Erbschaftsstreitigkeiten – der Vater ist nicht gerade arm – zum Zerwürfnis. Dimitrij droht offen, seinen Vater zu erschlagen. Eines Tages kommt, was kommen muss, der Vater liegt erschlagen in seiner Wohnung. Verdächtigt wird nun Dimitrij, der auch zu lebenslanger Zwangsarbeit verurteilt wird. Doch es handelt sich um ein Fehlurteil. Der eigentliche Schuldige ist der Diener und möglicherweise leibliche Sohn von Fjodor Pavlowitsch, Ssmerdjakoff. Diese erhängt sich schließlich, ohne jede Schuldgefühle.

Der Roman ist, was für Dostojewski typisch ist, ein ausgesprochen psychologischer Roman. Dostojewski ist ein exakter Beobachter. Die Charaktere sind glänzend und plastisch anschaulich herausgearbeitet. Sigmund Freud hielt den Roman für den besten der Welt.

In den drei Brüdern begegnen uns drei exemplarische Seiten der menschlichen Psyche, in Mitja die unbedingte Leidenschaft, in Iwan der Intellekt (er ist literarischer Nihilist) und in Aljoscha ein aufrichtiger, gerader und starker Wille. Das Pendant dazu bilden die drei mit den Brüdern befreundeten Frauengestalten. Am stärksten ist der Roman aber in den Konfliktsituationen zwischen dem Vater und vor allem Dimitrij. Beide verfluchen sich gegenseitig und wünschen sich den Tod. Man braucht kein Hellseher zu sein, um zu verstehen, dass Familienflüche die stärksten der Welt sind. Und so gibt es auch bald einen Toten. Aljoscha, der Jüngste der Brüder, wird nun ungewollt zum Helden der Geschichte, als er seinen Bruder Dimitrij verteidigt und an seine Unschuld glaubt. Er ist Novize in einem Kloster. Letztendlich verteidigt Dostojewski durch die Gestalt des Aljoscha sein Ideal der Unsterblichkeit der Seele gegen das nihilistische „Alles ist erlaubt“ von Iwan, dem der Vater durch Samerdjakoff zum Opfer fiel. Iwan selber stirbt am Ende des Romans einen nur zu symbolischen Tod, so wird der Nihilismus zu Grabe getragen.

Die Literaturkritik hielt den Roman neben „Anna Karenina“ von Tolstoi für den besten des 19. Jahrhunderts. Darüber kann man natürlich geteilter Meinung sein. Trotzdem zählt Dostojewski neben Proust und Balzac zu den besten Schriftstellern der Weltliteratur.

„Effi Briest“ von Theodor Fontane

Der Roman „Effi Briest“ von Theodor Fontane erschien in zwei Teilen, 1894 und 1895. Es geht um eine Ehe tragödie, die in den 80er Jahren ein reales Vorbild hatte, kam es doch zwischen dem preußischen Offizier Armand von Ardenne und dem Düsseldorfer Amtsrichter Emil Hartwick wegen Ehe Streitigkeiten zum Duell. Der Stoff wurde auch von Spielhagen („Zum Zeitvertreib“, 1896) verarbeitet.

Der Baron von Imstetten hält im Hause Briest auf Hohen Cremmen um die Hand der Tochter an. Imstetten hat einen tadellosen Ruf, er ist ein „Mann von Charakter ... und guten Sitten.“ Nur ist er 20 Jahre älter als Effi. Das noch kindliche Mädchen folgt Imstetten in sein Kressiner Haus. Doch bald wird sie von ihrem Mann vernachlässigt und allein gelassen. Sie beginnt sich im öden Kressin zu langweilen.

Effi bekommt eine Tochter, doch trotzdem kann sie sich nicht aus ihrer Umklammerung befreien. Sie beginnt, und das eigentlich gegen ihren Willen, eine Affäre mit dem neuen Bezirkskommandanten Cramps. Imstetten wird nach Berlin versetzt. Effi begrüßt diesen Schritt.

Die Ehe scheint nun harmonisch, bis Imstetten nach sieben Jahren die Briefe von Camps findet. Er fordert diesen zum Duell, Cramps fällt. Imstetten trennt sich von seiner Frau, die Tochter bleibt bei ihm. Erst als Effi schwer erkrankt, darf sie wieder zu ihren Eltern, wo sie sich kurz vor ihrem tragischen Tod innerlich mit Imstetten versöhnt („dass er in allem recht gehandelt ...“).

Der Roman wurde wohl zu Fontanes größtem Erfolg. Er ist auch sein modernstes und zukunftsweisendstes Werk. Gerühmt wurde „die Milde des Urteils über menschliches Tun“ (J.V. Wiedmann).

Der Roman ist zugleich Fontanes Alterswerk. Jahrzehnte lang hatte er nichts mehr geschrieben, bis er im hohen Alter wieder zur Feder griff. Fontane schrieb den Roman fast in einem plaudernden Tonfall, unterlegt mit leicht distanzierter Ironie. Gelegentlich wurde Fontane seine mangelnde Leidenschaft vorgeworfen. Verglichen mit Flauberts „Madame Bovary“ oder Tolstois „Anna Karenina“ erhebt Fontane keine direkte Anklage, sowenig, wie er die Schuldfrage aufwirft.

„Effi Briest“ wurde mehrere Male erfolgreich verfilmt, zuletzt von Fassbinder. Der Roman sei, so Marcel Reich-Ranicki, der bedeutendste deutschsprachige Roman zwischen Goethe und Thomas Mann.

„Les Misérables – Die Elenden“ von Victor Hugo

Das Romanepos, das Victor Hugo zwischen 1845 und 1862 schrieb, ist in fünf Teile von je etwa acht Kapiteln unterteilt. Es erzählt die abenteuerliche Wanderschaft des ehemaligen Galeerensträflings Jean Valjean im nachnapoleonischen Frankreich, während der Restauration, der Julirevolution, des Bürgerkönigtums und des Pariser Arbeiteraufstände von 1832 und 1834.

Das Epos ist ein Entwicklungsroman und ein Portrait der Sittengeschichte zugleich, womit es stark an Balzac erinnert, worin es wohl auch ein wichtiges Vorbild hat.

Der entlassenen Galeerensträfling Jean Valjean wird von dem barmherzigen Bischof Myriel zu einem tugendhaften Leben angeregt. Valjean verschafft sich als „Monsieur Madelaine“ eine neue Identität und gelangt als Industrieller schnell zu Wohlstand und Reichtum, ja, er wird sogar Bürgermeister. Um einen unschuldig Verurteilten zu retten, gibt er seine wahre Identität preis und wird erneut verurteilt. Doch es gelingt ihm, nach Paris zu fliehen.

Der zweite Erzählstrang beschreibt das Leben der Pariser Grisette Fontain, die an der Schwindsucht stirbt, und ihrer zur Pflege gegebenen Tochter Cosette. Valjean nimmt sich der Tochter an und erzieht sie wie sein eigenes Kind. Sie verliebt sich in den angehenden Advokaten Marius Pontmercy. Doch Valjean verweigert seine Zustimmung zu der Beziehung, bis er Marius, der während der Arbeiteraufstände bei Straßenschlachten lebensgefährlich verletzt wird, das Leben rettet. Nun verzichtet Valjean auf seine Pflgetochter Cosette, und gibt sie frei.

Der Roman wird unterbrochen durch drei Einschübe, ergreifende und einmalige Darstellungen der Geschehnisse von Waterloo, über das Klosterleben und die Pariser Kanalisation.

Der Roman ist von epischer Breite und eine Erzählung über vier Märtyrer und Heilige: Myriel, Valjean, Fontain und Cosette, denen es gelingt, trotz des sie umgebenden Elends ihr Herz und einen aufrechten Gang zu bewahren.

Victor Hugo, der in seiner geradezu wunderbaren, mitunter melodischen Sprache schreibt, beherrscht die Kunst der lyrischen Überhöhung und Steigerung. So schrieb Heinrich Mann über den Roman: „Die Elenden – die Großartigkeit selbst! Hier wird alles beispielhaft durch Steigerung, drohend, weil über gewöhnliches Maß, göttlich, weil so freigiebig. Mutterliebe geht bis ans Ende, Mitleid bis zur Heiligkeit, das Verbrechen bis zum Tier, das Gesetz bis es ein Grauen wird ...“

Der Roman zeugt von allertiefster Menschenkenntnis, er ist erhaben, voller wunderbarer Wendungen, und am Ende weise.

„Anna Karenina“ von Lev Tolstoi

Anna Karenina, verheiratet mit dem Beamten Alexej Alexandrowitsch Karenin, den sie aber nicht liebt, ist jung, umwerfend schön, ebenso warmherzig wie klug. Sie haben zusammen einen achtjährigen Sohn. Der Roman beginnt damit, dass Anna von St. Petersburg nach Moskau fährt, um die Ehe ihres Bruders zu retten. Als sie in Moskau aus dem Zug steigt, begegnet sie dem Grafen Wronskij. Und mit dieser Begegnung verändert sich ihr ganzes Leben. Auf einem Ball trifft sie Wronskij wieder. Sie verliebt sich rettungslos in ihn und entdeckt zum ersten Mal in ihrem Leben, was es heißt, Leidenschaft zu empfinden. Für Anna erstrahlt die Welt in ganz neuem Licht. Als sie, zurück in St. Petersburg ihren Mann wiedersieht, erkennt sie, dass sie ihn nie geliebt hat. Wronskij hingegen, der weder gute, noch schlechte Eigenschaften hat, sondern sich nur dadurch Auszeichnet, dass er Anna liebt, reist ihr nach. Anna und Wronskij beginnen eine Affäre, von der bald die ganze Petersburger Gesellschaft spricht. Als Annas Mann von ihrem Verhältnis erfährt, reagiert er mit Empörung, verwirft aber wegen des damit verbundenen Skandals die Idee, sich scheiden zu lassen. Anna verlässt ihren Mann und ihren geliebten Sohn, doch leidet sie zunehmend unter der Verachtung der Petersburger Gesellschaft. Wronskijs Leidenschaft kühlt unterdessen ab und Anna wird launisch, eifersüchtig und überempfindlich. Als sie glaubt, sich von Wronskij trennen zu müssen, wirft sie sich aus Verzweiflung vor einen Güterzug.

Anna und Wronskij verbindet die Leidenschaft, eine Liebe, die in den Augen des Moralisten Tolstoi flüchtig, sinnlich und selbstsüchtig ist. Sie kann kein gutes Ende nehmen. Tolstoi stellt dieser Liebe aus Leidenschaft eine andere Liebesgeschichte gegenüber, die über weite Strecken die Handlung des Romans als ein geschickt eingeflochtener, paralleler Handlungsstrang bestimmt. Das ist die Liebe zwischen dem Gutsbesitzer Lewin und Kitty. Zwischen diesen beiden dominiert nicht die Leidenschaft, sondern Aufrichtigkeit, Zärtlichkeit, Verantwortung und die Fähigkeit, ein glückliches, erfülltes Familienleben zu führen. Überhaupt war für Tolstoi die Idee der Familie das ausschlaggebende Grundmotiv für den Roman. Lewin und Kitty sind das ideale Paar des Romans. Tolstoi lässt uns nicht im Zweifel darüber, wie hoch er diese Art der Liebe einschätzt.

Sprachlich steht der Roman seinem Vorgänger „Krieg und Frieden“ um nichts nach. Er besticht auch durch seine psychologische Meisterschaft. „Anna Karenina“ ist neben „Madame Bovary“ von Gustave Flaubert der vielleicht bedeutendste Liebesroman des 19. Jahrhunderts. Er ist aber eben auch ein Ehebrecherroman, und ein großartiger dazu. Der Roman wurde im Laufe des letzten Jahrhunderts nicht weniger als 18-mal verfilmt, zuletzt mit der wunderbaren Sophie Marceau in der Hauptrolle.

„Väter und Söhne“ von Ivan S. Turgenjew

Der Roman „Väter und Söhne“, der im Jahre 1859 in Russland spielt, ist ein Generationenroman, und spiegelt den Konflikt zwischen den Vätern, die in den 40er Jahren groß geworden sind und liberal und humanistisch erzogen wurden, und der aufbegehrenden und revolutionär-materialistischen Jugend der 60er Jahre.

Die liberalen Väter werden durch die Landadelsbrüder Kirsanov repräsentiert, schwächerlicher durch Nicolaj Petrovic, der den Verfall des Guten nicht aufhalten kann, Vater von Arkadij und schließlich durch Nicolaj Petrovichs Bruder und Gentleman Pavel Petrovic. Typische Vertreter der Jugend sind denn auch Arkadij, der Sohn von Nicolaj Petrovic und Arkadijs Freund und Studienkollege, der selbsternannte Nihilist Basarov. Beide sind in den Semesterferien auf dem Land unterwegs, um Land und Leute kennenzulernen. Sie besuchen zunächst Arkadijs Vater und den Onkel. In den Gesprächen – es kommt zu erbitterten Streitigkeiten zwischen Pavel Pavlovic und Basarov – wird die Haltung des Nihilisten deutlich. Er glaubt an nichts, nicht an die Liebe, nicht an die Kunst oder auch nur die Philosophie, sondern nur an den Nihilismus selber, den Turgenjew mit der Revolution gleichsetzt, und natürlich an die materialistische Naturwissenschaft, die Basarov letztendlich aber auch verlacht.

Doch die Reise der beiden Studenten führt sie auch zu der Witwe Anna Sergevna Odincova. Basarov gerät ins Wanken und verliebt sich in sie, eine Liebe, die nicht erwidert wird und einsam bleibt. Arkadij seinerseits verliebt sich in die Schwester der Odincova, Katja, und heiratet sie am Ende. Er kehrt so in den Schoß des Vaters zurück. Basarov, der sich von Arkadij trennt, stirbt tragisch an einer Typhusinfektion, ein nur zu symbolischer Tod, der den Nihilismus selber zu grabe trägt.

Der Roman war in Russland sehr umstritten. Der Jugend zu liberal, den liberalen Vätern zu revolutionär, traf der Roman wohl genau die leidende Seele Russlands. Es handelt sich trotz gewisser, auch philosophischer Schwächen um ein wirkliches Meisterwerk, das vor Lebensfreude und Lebensbejahung nur so strotzt.

Teil 3

Belletristik – Das 20. Jahrhundert

„Mr. Vertigo“ von Paul Auster

Walter Clairborn Rawley, ein amerikanischer Waisenjunge freundet sich mit dem Juden Yehudi an, einem geheimen Lehrmeister mit übernatürlichen Fähigkeiten. Dieser will ihn zum Fliegen ohne Hilfsmittel bringen. Sie wollen zusammen ein Vermögen verdienen. Für die langjährige und strapazenreiche Ausbildung ziehen sie sich aufs Land im amerikanischen Süden zurück. Walter muss viele schwere Prüfungen bestehen. 1927 ist es dann endlich so weit, Walter spaziert auf dem Jahrmarkt durch die Luft. Doch ihr Ruhm währt nicht lange. Sie fallen in die Hände der Gangster Amerikas. Nach dem amerikanischen Traum folgt nun der moralische Abstieg.

Nach der Handlung zu urteilen, verspricht der Roman einer der größten Lesevergnügen des Erzählers Paul Auster zu werden. Leider ist „Mr. Vertigo“ nicht nur Austers schlechtestes Werk, es ist ihm vor allem in sprachlicher Hinsicht vollkommen missglückt. Die Sprache ist einfalllos, billig, klischeehaft, ja, es wird ein Klischee an das andere gereiht und die nächste Wendung oder sprachliche Form ist immer schon im Voraus absehbar. Es scheint kaum wirklich Überraschungen zu geben. Einige willkürlich gewählte Beispiele mögen dies verdeutlichen:

S. 189: „Mein Kostüm war denkbar schlicht, ein weißes Hemd mit offenem Kragen, weite schwarze Hosen und weiße Ballettschuhe.“ (Klischee, und somit Kitsch)

S. 190: „Es muss wie ein Unfall aussehen. Ich bin gerade wieder gestolpert, und als ich nach vorne kippe, und verzweifelt das Gleichgewicht zurückzuerlangen versuche, strecke ich die Hand aus und bekomme was zu fassen. Es ist die Sprosse ...“ (Klischee)

S. 193: „Gar nicht so übel. Am Ende vielleicht ein bisschen schwülstig, aber der Meister wollte <Amerika ist beautiful> um jeden Preis, und ich konnte ihn nicht davon abbringen.“ (Klischee)

Dies ist, wie gesagt, nur eine willkürliche Auswahl. Das ganze Buch ist so auf die schlimmste Art zusammengesetzt. Schade, dass sich ausgerechnet ein Paul Auster auf dieses Niveau begeben hat. Dabei hat gerade Paul Auster sprachlich ganz andere Qualitäten zu bieten. Seien wir also gespannt auf seinen nächsten Roman oder lesen noch einmal „Die Musik des Zufalls“, Austers mit Abstand besten Roman, und legen diesen einfach zur Seite.

„Mond über Manhattan“ von Paul Auster

Marco Stanley Fogg wohnt in einem leeren Apartment in einem Hinterhof in Manhattan. Sein Onkel Viktor, der ihn anstelle des tot geglaubten Vaters nach dem Tode seiner Mutter aufzieht, ist kürzlich ebenfalls gestorben. Marco Stanley Fogg (kurz: M.S.) bleiben nur die vielen Bücher und die Klarinette seines Onkels. M.S. verkriecht sich in seine Einsamkeit, verlässt das Haus nicht und beginnt sämtliche Bücher zu lesen. Nach seiner Zahlungsunfähigkeit kommt die Räumungsklage. M.S. ist ein psychisches Wrack, dem völligen Zusammenbruch nahe. Die Neonreklame vor seinem Fenster, „Moon Place“, ist wie ein drohendes Zeichen, dass M.S. an die Band seines Onkels erinnert, die „The moon men“ hieß.

M.S. lernt die Junge Chinesin Kitty Wu kennen, die sich in ihn verliebt. Doch erst einmal muss M.S. die Wohnung verlassen. Wie ein Stadtnomade flüchtet er in den Central-Park in die vollkommene Anonymität. Kitty hat sich inzwischen auf die Suche nach M.S. gemacht und rettet ihn, der schwer an Lungenentzündung erkrankt ist, vor dem Tode.

M.S. zieht zu Zimmer, einem alten Freund. Er nimmt nach seiner Genesung eine erste Arbeit an. Bei dem alten Effing findet er Unterkunft. Effing ist blind und ein Krüppel. M.S. soll Effing betreuen, doch dieser tyrannisiert ihn. Eines Tage allerdings offenbart Effing M.S. seine ganze Lebensgeschichte. Effing macht sein Testament, er will sterben. Nach Effings Selbstmord sucht M.S. Effings Sohn auf, einen verkappten Wissenschaftler, der gerade auf einer – Forschungsreise in England ist. Es stellt sich heraus, dass dieser M.S' leiblicher Vater ist. Bei einem tragischen Unfall kommt auch er ums Leben.

Der Roman von Auster handelt von den Schwierigkeiten des Erwachsenwerdens. Dem Buch liegt die Regle zugrunde, dass man sich erst verlieren muss, um sich dann selbst zu finden. Austers Charme liegt in dem ungewöhnlich intelligenten Witz seiner Erzählweise. Die Charaktere sind sehr plastisch herausgearbeitet, und die Handlungsfäden werden geschickt miteinander verwoben und wieder aufgelöst. Immer, wenn M.S. der Untergang droht, naht Rettung. Letztendlich bleibt M.S. immer der Sieger. Der Geist siegt über die Materie. Der Roman „Mond über Manhattan“ ist neben der „New York Trilogie“ einer von Auster besten Werken, dem man viele Leser wünscht.

„Die verlorene Ehre der Katharina Blum – oder: Wie Gewalt entsteht und wohin sie führen kann“ von Heinrich Böll

Die Erzählung von Heinrich Böll erschien erstmals 1974. Im Zentrum steht Bölls Auseinandersetzung mit dem (RAF-) Terrorismus, ein auch heute wieder brandaktuelles Thema, wenn auch in gewandelter Form. Zudem geht es um gewisse Praktiken und Hetzkampagnen, wie sie etwa von der Springer-Presse praktiziert werden, eine Anspielung, die „unvermeidlich“ ist.

Katharina Blum ist eine grundständige Hausangestellte bei dem Anwalt Blorna und seiner Frau Trude. Sie ist katholisch erzogen, aber mit 19 aus der Kirche ausgetreten. Katharina (die Reine) war unglücklich verheiratet. Sie verwahrt sich gegen jede Form der Zudringlichkeit von Männern, weswegen sie von ihrem Umfeld auch „Nonne“ genannt wird.

Eines Tages verliebt sie sich in den polizeilich gesuchten Ludwig Götten. Sie verhilft ihm zur Flucht, doch Götten wird gefasst. In den nächsten Tagen beginnt eine beispiellose Hetzkampagne der „Zeitung“, die mit der Götten-Fahndung auf nicht ganz durchsichtige Weise kooperiert. Die „Zeitung“ schreckt sogar vor Recherchen am Bett der schwer kranken Mutter nicht zurück, wodurch diese möglicherweise in den Tod getrieben wird. Katharina wird mit dem Druck nicht fertig, sie erschießt den Journalisten Tötges. „Ich sah sofort, welch ein Schwein er war, ein richtiges Schwein.“ So gewinnt sie ihre Selbstachtung wieder. Sie will lieber bei ihrem geliebten Götten sein.

Die Erzählung leistet z.T. noch bis heute einen wichtigen Beitrag zur innerdeutschen politischen Diskussion. Böll entwirft ein Panorama feinsten Beziehungsgeflechte, und das in erzählerisch meisterhafter Weise. 1972 erhielt Böll als zweiter Deutscher nach Thomas Mann den Nobelpreis für Literatur. Sowohl das Buch, als auch der spätere Film waren in der Bundesrepublik außerordentlich erfolgreich.

„Herr Puntila und sein Knecht Matti“ von Bertolt Brecht

„Herr Puntila und sein Knecht Matti“ ist ein Theaterstück, genauer, ein Volksstück, das Brecht 1940 im Exil in Finnland schrieb, wo es auch spielt. Überhaupt war Brecht im finnischen Exil ungeheuer produktiv, er schuf dort zahlreiche Texte und Arbeiten.

Über die Nähe von Herrn Puntila zum Volksstück „Der gute Mensch von Sezuan“ soll später berichtet werden. Zunächst aber zu Herrn Puntila.

Brecht lässt uns gleich zu Beginn wissen, dass Herr Puntila zu einer aussterbenden Gattung gehört. Er ist nämlich Gutsbesitzer. So wird schnell klar, dass es sich um ein klassenkämpferisches Stück handelt.

Puntila ist Alkoholiker. Betrunken ist er ein Philanthrop, ein Menschenfreund, aber nüchtern (für Puntila eine Art Erkrankung) ist er ein Ausbeuter, Egoist und eben Kapitalist, ja, ein Menschenfeind. Puntila will seinem Tochter Eva mit dem Attaché verheiraten. Doch er sieht ein, dass der Attaché nicht der Richtige für seine Tochter ist (da kein Mensch). Betrunken verspricht er Eva seinem Knecht Matti. Matti nun testet Eva in einem Hochzeitsexamen, doch Eva fällt durch. Puntila versöhnt sich nüchtern mit dem Attaché und droht Puntila sogar mit Kündigung. In dieser Schlusswendung wird das Thema des Stückes noch einmal zusammengefasst: Arm und Reich können nicht zusammenkommen. Der Schluss auf dem Berg zer schlagenen Mobiliars ist witzig, aber nicht verwendbar.

Wie auch schon in dem Volksstück „Der gute Mensch von Sezuan“ zeigt das Stück die Zerrissenheit der Menschen in Gut und Böse, was durch die kapitalistischerwerbswirtschaftlichen Verhältnisse erzwungen wird, dessen Credo der Egoismus ist. Wie schon die gute Dirne Schen-Te sich immer wieder in den bösen Vetter Shui-Ta verwandeln muss, ist Puntila erst betrunken „fast ein Mensch“.

Das Stück entstand mit Hilfe von Margarete Steffin. Brecht wollte eine neue Form des Volksstückes begründen. So hat er doch einiges für spätere Generationen verbindliches und zukunftsweisendes festgeschrieben.

„Der Fremde“ von Albert Camus

Der Roman erschien 1942 und gab dem Lebensgefühl einer ganzen Generation Ausdruck.

Die Mutter von Meursault, einem kleinen Büroangestellten in Algier ist gerade gestorben. Meursault, der Ich-Erzähler, nimmt sich zwei Tage Urlaub für die Beerdigung. Zurück in Algier fängt er eine Beziehung zu Maria an. Einige Tage später schreibt er einen Brief aus Gefälligkeit für seinen Nachbarn Raymond, der einen moralisch zweifelhaften Ruf genießt. Dieser lädt Meursault zum Drink in sein Ferienhaus ein. Dort treffen sie zufällig auf einen Araber und Bruder von Raymonds Freundin. Es kommt zum Gerangel, da Raymond seine Freundin geschlagen hat. Meursault nimmt Raymonds Waffe an sich um schlimmeres zu verhüten. Später trifft er allein noch einmal auf den Araber. Als Meursault sich nähert, zückt der Araber ein Messer, instinktiv feuert Meursault mit der Pistole und erschießt den Araber. Es kommt zu einer langen Untersuchungshaft. Während der Verhandlung wird Meursault für schuldig befunden, den Araber vorsätzlich erschossen zu haben und zum Tode durch das Beil verurteilt. Ausschlaggebend war, dass Meursault vier Schüsse abgefeuert und bei der Beerdigung seiner Mutter keinerlei Reue gezeigt hat.

Anders, als bei Ich-Erzählungen üblich, reflektiert der Protagonist unserer Geschichte die Geschehnisse nicht. Er ist wie ein teilnahmsloser Beobachter. Erst im Angesicht des Todes wird ihm bewusst, dass er existiert. Die Welt um ihn herum erscheint uns als völlig absurd. Wir kennen diese Motive aus dem Existentialismus, dessen Credo gerade die Absurdität ist. Der Roman ist gerade im selben Jahr erschienen, wie „Der Mythos von Sisyphos – Ein Versuch über das Absurde“. So kann „Der Fremde“ als ein existentialistischer Roman betrachtet werden. Die Sprache ist nüchtern, aber nicht ohne Rhythmus. Der Spannungsbogen wird bis zum Schluss klar durchgehalten. Camus ist mit diesem Roman ein wahres Meisterstück gelungen, sein vielleicht bestes Werk. Er ist in dem Gespann Camus – Sartre der ungleich bessere von beiden und ein würdiger Nobelpreisträger dazu.

„Der Dämon und Fräulein Prym“ von Paulo Coelho

Mit diesem Roman schließt Paulo Coelho seine Trilogie über Liebe (Am Ufer des Rio Piedra saß ich und weinte), Tod (Veronika beschließt zu sterben) und Macht ab. Beschrieben wird das Leben einer Frau, das sich in nur sieben Tagen grundlegend verändert.

Die Geschichte spielt in Bescos, einem kleinen 281-Seelen-Dorf in den Pyrenäen. Eines Tages taucht ein Fremder auf und stört die selige Ruhe des schlafenden Dorfes. Mit sich führt er 11 Goldbarren (die Quersumme von 281 ist auch 11) und einen Schatten, in dem die greise Berthe, die immer vor ihrer Hütte sitzt, den lang erwarteten Dämon erblickt, der das Dorf Bescos zerstören soll. Der Fremde, der mit falschem Namen auftaucht, macht Chantal Prym ein verführerisches Angebot. Sie erhält einen Goldbarren, wenn sie ihn stiehlt und 10 Goldbarren für die Wohlfahrt des armen Dorfes, wenn ein Mensch getötet wird. Und schon ergreift der Dämon, der das vergangene unglückliche Leben des Fremden darstellt, von Chantal Besitz. Der Fremde will eigentlich herausfinden, ob die Menschen gut oder böse sind. Und nun beginnt ein atemberaubender Zweikampf zwischen Gut und Böse. Doch vorerst behält Chantal Prym ihr Geheimnis für sich. In der ersten Nacht träumt sie vom Guten, in der zweiten Nacht vom Guten und vom Bösen (der Diebstahl an dem einen Goldbarren) und in der dritten Nacht träumt sie nur noch vom Bösen (dem Mord), doch Chantal bleibt standhaft. Sie beschließt nun aber doch, das Dorf in Kenntnis zu setzen. Doch die Bewohner verhalten sich anders, als Chantal erwartet, die mit dem Fremden eine Wette auf das Gute abgeschlossen hat. Die alte Berthe soll geopfert werden. Es kommt zu einem Erschießungskommando, doch im letzten Moment rettet Chantal die alte Berthe. Zum Lohn erhält Chantal die 11 Goldbarren und geht in die Stadt. Die Frage des Fremden aber nach der Natur des Menschen bleibt unbeantwortet.

Das Thema seines Werkes ist sehr einfach, es ist der lange Kampf von Gut und böse, der in den Herzen der Menschen tobt. Doch gibt es in diesem Fall kein happy end, das Ende bleibt offen. Coelho wurde zu diesem Roman angeregt durch das Stück „Der Besuch der alten Dame“ von Friedrich Dürrenmatt. Dort geht es ebenfalls um ein verführerisches Angebot.

Coelho ist mit diesem Roman wieder ein exzellentes Werk gelungen. Die Sprache ist flüssig und gefällig und erinnert sofort an den Erzählstil von Märchen. Und in der Tat ist der Roman eine Art modernes Märchen, das wie immer bei Coelho, esoterische hinterlegt ist. Coelho sagt von sich selber, er schreibe für das Kind in den Menschen. Vielleicht ist das gerade sein Erfolgsrezept, denn neben Garcia Marquez und Jorge Amado ist Paulo Coelho der meistgelesene Autor Südamerikas und der erfolgreichste Schriftsteller Brasiliens.

„Berlin Alexanderplatz – Die Geschichte von Franz Biberkopf“ von Alfred Döblin

Der Roman „Berlin Alexanderplatz“ der 1929 erschien, ist der wohl bedeutendste deutsche Großstadroman; er ist aber auch ein Entwicklungsroman.

Der Roman handelt von dem „kleinen Mann“, dem gutmütigen, aber willensschwachen Franz Biberkopf. Dieser hat, einmal auf die schiefe Bahn geraten, sein Leben verpfuscht. Er kommt aus dem Gefängnis frei, und beschließt, nun „anständig zu sein“. Doch der eigentliche Gegenspieler von Franz Biberkopf ist die Großstadt mit ihrem Häusergewirr, der Reklame, den Menschenmassen, den Huren und Zuhältern und nicht zuletzt dem Lichterglanz. Der ehemalige Transportarbeiter Biberkopf will nun einer ehrlichen Arbeit nachgehen und verkauft Zeitungen. Doch freundet er sich mit dem skrupellosen Verbrecher Reinhold an, der ihn in Tauschhandel mit Frauen verwickelt. Schließlich soll Biberkopf bei einem Einbruch schmiere stehen, er wird verraten und verliert einen Arm, nachdem er aus dem Fluchtauto gestoßen und überfahren wird. Biberkopf findet eine „Braut“ und wird ihr Zuhälter, lebt von nun an von dunklen Geschäften. Doch Reinhold entführt Franzens Geliebte, vergewaltigt sie und bringt sie schließlich um. Verdächtig wird Biberkopf, der zusammenbricht und ins Irrenhaus eingeliefert wird. Erst der Prozess klärt alles auf. Biberkopf ist nun ganz unten, doch er ist frei, der „Star“ ist ihm „gebrochen“.

Döblin war Armenarzt, er kannte die Sprache des Milieus sehr genau, und so erinnert die leger Sprache auch an James Joyce's Unykses. Die Sprache ist expressiv (Döblin zählt zu den Expressionisten). Auch die Technik der Montage, die assoziativen Bilder, die pausenlosen Monologe, ja, das Fragmentarische erinnern an Joyce. Und doch erreicht dieser Großstadroman einen ganz neuen Naturalismus. „Berlin Alexanderplatz“ ist auch oft mit dem Großstadroman „Manhattan Transfer“ von Dos Passos verglichen worden. Auch Dos Passos arbeitet mit den Mitteln des Schneidens szenischer, filmähnlicher Bilder. Allerdings ist Dos Passos vom Dadaismus geprägt.

Mit „Berlin Alexanderplatz“ ist Döblin ein kleines Meisterwerk gelungen, das in Deutschland einmalig dasteht. Im Übrigen ist der Roman mehrfach glänzend verfilmt worden.

„Der Name der Rose“ von Umberto Eco

Der Roman „Der Name der Rose“ ist ein brillant erzählter Mittelalterkrimi, der 1980 erschien. Der alt gewordene Mönch Adson schreibt Ende des 14. Jhd. die Begebenheiten in einem Benediktinerkloster während der letzten Novemberwoche des Jahres 1327 nieder. Das Kloster, dessen Name uns unbekannt ist, liegt irgendwo im finsternen Norditalien. In der Woche der Ereignisse wird es besucht von dem Novizen Adson und seinem Meister, und Franziskaner William von Baskerville, die politische Gründe in diese Gegend bringen. Es tragen sich eine ganze Reihe mysteriöser Morde zu, die an die Johannesapokalypse gemahnen. Doch der scharfsinnige William glaubt nicht an das Erscheinen des Antichristen, er begibt sich auf Spurensuche. Alles dreht sich um ein geheimnisvolles griechisches Buch, das möglicherweise vergiftet ist. Schließlich finden sie es in der verbotenen Bibliothek. Es handelt sich um das verschollen geglaubte zweite Buch der Poetik des Aristoteles (über die Komödie). Der alte Jorge hatte es vergiftet, da das Lachen seiner Meinung nach verboten ist, da Jesus ebenfalls nicht gelacht hat. Er vernichtet nun das Buch, indem er von den vergifteten Seiten isst. Dabei wird das Aedificium in Brand gesteckt: die Abtei brennt bis auf die Grundmauern ab.

Der Roman ist ein Thriller rüber Papsttum und Kaiser, über Dogmen und Häresie (Ketzerei) und nicht zuletzt über wollüstige Sinnenlust. Selbst die Inquisition hat zur Aufklärung der Todesfälle ihren Auftritt, doch es sterben Unschuldige.

„Der Name der Rose“ ist ein geschickt konstruierter Krimi, der viele Parallelen zu den Detektivgeschichten von Agatha Christie oder Sir Conan Doyle aufweist. So ist der Name „Basker-

ville“ sicherlich eine Anspielung an den „Hund von Baskerville“ von Conan Doyle, eine der berühmtesten Sherlock-Holmes-Geschichten.

Der ganze Roman beschreibt die sieben Tage der Ereignisse, jeweils eingeteilt in die Tageszeiten: Mette, Laudes, Prima, Tertia, Sexta, Nona, Versper und Komplet bzw. Nacht.

Die einzelnen Kapitel selber haben etwas Novellenhaftes, wobei Eco auch auf die Technik der mittelalterlichen Novellensammlung zurückgreift. So ist jedes Kapitel mit einer kurzen Inhaltsangabe versehen.

Der Roman ist ein Werk, in dem es vor allem um das Aufspüren versteckter Zeichen geht. Eco selber lehrt seit 1971 in Bologna Semiotik, die „Lehre von den Zeichen“, oder, wie Eco sagt, „die Disziplin, die alles untersucht, was man zum Lügen braucht.“ Uns so spielt der Roman auch mit der Lüge, etwa der der Glaubensbrüder. Aber auch inhaltlich lässt sich Wahrheit und Lüge nie wirklich auseinanderhalten. Reale Personen werden mit fiktiven zusammengebracht. Attribute, wie Brille oder Kompass tauchen erst Jahrhunderte später auf. Auch lässt Eco seine Darsteller Worte aus allen Zeitaltern sagen, auch aus der Moderne. Es gibt Anspielungen etwa an Wittgenstein, Sigmund Freud und Albert Einstein. So entsteht eine Art äußerst lehrreicher „Science-Fiction-Roman aus dem Mittelalter“. (Süddeutsche Zeitung)

Der Roman ist von allergrößter, fast barocker Fabulierkunst. Er ist „das“ Kultbuch der 80er Jahre, und das nicht nur für Exegeten. Der Roman wurde übrigens auch sehr erfolgreich und in glänzender Weise mit dem unvergleichlichen Sean Connery in der Hauptrolle verfilmt.

Leider konnte Eco nie mehr an seinen sensationellen Welterfolg anknüpfen, nicht zuletzt auf Grund seines Hanges zu intellektueller Überhöhung, was bei dem Roman „Der Name der Rose“ zum Glück nicht so ins Gewicht fällt.

„Das Gauklermärchen“ von Michael Ende

Ein kleiner Zirkus steht vor dem Aus. Da bietet ein Chemiekonzern dem Zirkus eine letzte Chance, wenn die Gaukler Werbung für die Pharmaprodukte machen. Doch sie sollen Eli, ein behindertes Kind in ein Heim abgeben, das bei einem Chemieunfall schwer verletzt und von der Gauklertruppe aufgenommen wurde. Soweit das Vorspiel, und während die Truppe sich berät, beginnt Jojo, der Clown, ein Märchen zu erzählen. Er erzählt das Märchen in sechs Akten, das Märchen von Eli, der Prinzessin im Hier-und-Heute-Land und vom Prinzen Joan im Morgen-Land, einem reinen Phantasieland. Sie lieben sich, da sie sich in einem Zauberspiegel gesehen haben, doch sie können nicht zusammenfinden. Da verlässt Prinz Joan sein Morgen-Land und gibt die Macht, während er alles vergisst, an die intrigante und böse Spinne Angramain ab. Es stellt sich heraus, dass Eli das behinderte Kind ist und Jojo, der Clown, Prinz Joan. So finden beide doch noch zusammen. Jojo nimmt die Gauklertruppe in seiner Phantasie mit ins Morgen-Land, wo es ihnen mit List und Schafsinn gelingt, die böse Spinne Angramain zu besiegen. Der Vertrag mit dem Chemiekonzern ist zerrissen.

Michael Ende singt in diesem faszinierenden Theaterstück das hohe Lied auf die uneigennützigste Liebe. Dabei beherrscht Ende allerbeste klassische Dichtkunst, denn das ganze Stück ist in klassischem Versmaß geschrieben. Es ist immer wieder erstaunlich, mit welch einfach anmutenden Mitteln gute Dichtungen entstehen können. Ende hat fast so starke Qualitäten, wie ein Schiller oder Goethe, und das ohne jede Übertreibung. Es ist wirklich bedauerlich, dass Ende nicht mehr Dichtung hinterlassen hat. Er wäre auch auf diesem Gebiet sicherlich ein Meister geworden.

Ich selber halte das Gauklermärchen für ein echtes Kleinod der deutschen Literatur, ein wirkliches Meisterwerk. Ende braucht den Vergleich mit den Besten nicht zu scheuen. Dieses wunderschöne Drama geht einem wirklich an Herz und Nieren, und ich würde mich freuen, wenn es wenigstens mehr Leser finden würde, wenn es schon so selten gespielt wird.

„Stiller“ von Max Frisch

Der Amerikaner White, der sich zufällig in Europa aufhält, wird in der Schweiz von der Bahnpolizei aufgegriffen, da er für den seit 7 Jahren verschollenen Bildhauer Anathol Stiller gehalten wird, der, so wird vermutet, in ein Attentat verwickelt sein soll. Er wird für 11 Monate in ein Untersuchungsgefängnis gesteckt. Für den Staatsanwalt soll er sein Leben aufschreiben und so entsteht eine Art Tagebuch der amerikanischen Zeit, das den Hauptteil des Romans bildet. White leugnet aber beharrlich seine Identität als Stiller. Er freundet sich mit einem Gefängniswärter an und erzählt ihm zahllose Geschichten aus seiner Vergangenheit, u.a. über mehrere Morde, die er begangen haben will, für die sich aber in der Schweiz niemand interessiert. Es kommt zu einer Gegenüberstellung mit Julika Stiller, Stillers Frau, die „ihn“, aber nicht „er sie“ erkennt. Nach der Untersuchungshaft beschließt das Gericht, dass er Stiller ist und er wird von dem Vorwurf des Attentats freigesprochen. White, der völlig resigniert ist, nimmt die Identität von Stiller an und zieht zu seiner Frau in ein Bauernhaus am Genfer See, wo er sich ganz der Töpferei widmet. Alle weiteren Begebenheiten bis zum Tod von Julika werden von dem Staatsanwalt aufgezeichnet, der sich um die Familie kümmert. Dieses Geschehen bildet den zweiten Teil des Romans. Ob White tatsächlich Stiller ist, oder nicht, soll hier nicht verraten werden, denn der Spannungsbogen besteht gerade in der Identitätsfrage Stiller/White. Die Frage: „Wer ist wer?“ bleibt lange Zeit in der Schwebe. Die Figur White spricht dabei immer aus der Vergangenheits-, Stiller aus der Gegenwartspektive. Das Ich- oder Identitätsproblem ist für Max Frisch zentrales Thema seines ganzen Werkes. Immer geht es um Menschen, die nicht sie selber sind, da sie von der Wirklichkeit in eine bestimmte Rolle gedrängt werden (Andorra, Homo Faber). „Für die Wirklichkeit gibt es keine Sprache“ (Frisch). Ohne Zweifel ist nicht nur der Roman „Stiller“ ein Klassiker der Weltliteratur, sondern auch das gesamte Werk von Max Frisch.

„Der Mensch erschien im Holozän“ von Max Frisch

Die Erzählung „Der Mensch erschien im Holozän“ erschien 1979.

Der 73-jährige Herr Geiser hat sich nach dem Tode seiner Frau Elsbeth in ein Häuschen im Tal Onsonone im schweizerischen Tessin, wo auch Frisch ein Häuschen hatte, zurückgezogen. Warum er nicht mehr in Basel leben will, weiß Herr Geiser selbst nicht genau („Herr Geiser hat es getan“).

Ein heftiges Sommergewitter bricht über das Tal herein und durch einen Erdbeben ist der Ort von der Außenwelt abgeschnitten. Auch fällt der Strom aus, womit alle Annehmlichkeiten der Zivilisation vorübergehend ausfallen. Für Herrn Geiser, der alt und gebrechlich ist, (Er hat Angst, das Gedächtnis zu verlieren und seine Lesebrille ist zerbrochen), sind dies drohende Zeichen des Weltunterganges. Ein Erdbeben könnte den ganzen Ort unter sich begraben. Oder es könnte die Sintflut ausbrechen. Herr Geiser will daher sein ganzes Wissen aufbewahren. So schneidet er willkürlich Texte aus Lexika und wissenschaftlichen Abhandlungen aus oder schreibt sich ab und heftet sie fein säuberlich an die Wände. Diese Texte und Bilder sind in der Erzählung typologisch hervorgehoben. Doch ein Windstoß bringt am Ende alles durcheinander.

In einem letzten Aufbegehren versucht Herr Geiser aus dem Tal zu fliehen. Von der Aussichtslosigkeit seines Vorhabens überzeugt, kehrt er aber völlig entkräftet zurück („Was soll ich in Basel?“). Er erleidet einen Schlaganfall und seine Tochter findet ihn in jämmerlichem Zustand und geistiger Verwirrung.

Die Erzählung „Der Mensch erschien im Holozän“ ist eine äußerst fesselnde, dichte Prosa. Sie ist eine Parabel auf eine pessimistische Untergangsmenschheit und den Kampf mit den Unbilden der Natur, den der Mensch nur verlieren kann. Das Holozän ist das Jetzt und Hier. Hier erscheint der Mensch, und noch ehe er sich gefunden hat, geht er schon wieder unter. Der Untergang und der Integrationsverlust von Herrn Geiser steht stellvertretend für die ganze

Menschheit. Die Erzählung aus dem Spätwerk ist sich eines der besten Bücher von Max Frisch und ein wahres Meisterwerk.

Es ist wirklich bedauerlich, dass Max Frisch nie den Nobelpreis für Literatur erhalten hat.

„Katz und Maus“ von Günter Grass

Die Novelle „Katz und Maus“ ist der zweite Band der Danziger Trilogie, die noch „Die Blechtrommel“ und „Hundejahre“ umfasst. Die Trilogie wird zusammengehalten durch die Zeit, den Schauplatz und die Figuren: Die Danziger Kleinbürgerwelt in der Zeit von Faschismus und Krieg. „Katz und Maus“ erschien 1961. Im Mittelpunkt steht der Gymnasiast Joachim Mahlke und dessen Freunde Pielenz, der Erzähler der Geschichte, Schilling, Kupka, Esch und Hotten Sonntag.

Eines Nachmittags im Ostseebad fällt Pielenz Mahlkes übergroßer Adamsapfel auf, der eine Maus gleicht. Pielenz setzt dem abwesenden Mahlke eine Katze an den Hals und lenkt so die Aufmerksamkeit auf Mahlke, der von nun an unter schweren Komplexen leidet. Pielenz, von Gewissensbissen gepeinigt, fühlt sich später gezwungen, die Geschichte von Mahlke aufzuschreiben.

Auf dem gesunkenen polnischen Minensuchboot Rybitwa finden die Jungen ein tolles Eldorado für die Sommerferien. Mahlke startet zu immer neuen Tauchgängen, um den Jungen zu imponieren. Um von seinem Adamsapfel, der Maus, die von der ewigen Katze gejagt wird, abzulenken, behängt sich Mahlke mit den verschiedensten Dingen: Einem Schraubenzieher, dem Bildnis der Jungfrau Maria, die er abgöttisch verehrt, einem polnischen Orden, Leuchstreifen oder den damals in Mode gekommenen Wollpuscheln. Bei einem Tauchgang entdeckt Mahlke, der immer Außenseiter bleibt, unter Deck den Funkraum, der noch nicht geflutet ist. Mahlke richtet sich dort ein, um von der so feindlichen Welt zu fliehen.

Eines Tages, nach einem Vortrag in der Schule, klaut Mahlke einem Leutnant das Ritterkreuz, um sich auch damit zu behängen, doch er fliegt von der Schule und muss an die Front, was er auch beabsichtigt hatte. Nun geht sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung: Er erhält den Ritterorden, diesmal ehrenhaft, und kann sich endlich damit behängen, um seine Blöße zu verbergen. Sicherlich eine Perversion der damaligen Zeit.

Auf Heimaturlaub taucht er nun das letzte Mal auf dem Wrack, doch er ertrinkt dabei. Mahlke bleibt verschollen.

Günter Grass überraschte mit dieser streng komponierten Novelle seine Kritiker. So entpuppt er sich hier als ein Meister der kleinen Form. Die Novelle ist ein geniales Jugendbuch, leider Grass' einziges.

Unnachahmlich, wie Grass hier Tabus bricht, die Jungen beim Onanieren zeigt oder beim Wettstreit um die Länge ihrer Genitalien, oder mit welchem Einfühlungsvermögen er die Jungen beim Wettessen in Eis und Schnee schildert.

„Katz und Maus“ ist vielleicht eines der besten Werke von Günter Grass. Es ist etwas schade, dass er sich in der Folge wieder so weit von dieser Art Kammermusik entfernt hat. Günter Grass erhielt 1999 als dritter Deutscher nach Thomas Mann und Heinrich Böll den lange erwarteten Nobelpreis für Literatur. „Die Blechtrommel“ und „Die Rätin“ sind sogar verfilmt worden.

„Die linkshändige Frau“ von Peter Handke

Die Erzählung von Peter Handke erschien 1976 und ist ein Arbeitsergebnis aus seinem Drehbuch zum gleichnamigen Film. Erzählt wird die Geschichte einer Ehekrise. Eine uns zunächst unbekanntere Frau kündigt spontan ihre Ehe auf, um sich selber zu entdecken. Später erfahren wir dann, dass sie Marianne heißt, eine Frau, die, durchaus im Kontext zum Titel, ohne jede Eigenschaften bleibt, verheiratet mit dem ebenfalls vollkommen eigenschaftslosen Verkauf-

leiter „Bruno“ (ein Allerweltsname). Sie wohnen mit ihrem gemeinsamen Sohn in einer Bungalowsiedlung am Rande einer uns unbekanntem Großstadt.

Als Bruno von einer Geschäftsreise zurückkomme, kündigt Maianne ihm die Ehe, er zieht zur gemeinsamen Freundin, der Lehrerin Fanciska. Marianne nimmt ihre frühere Arbeit als Übersetzerin wieder auf. Sie hält sowohl gegenüber ihrem immer aufdringlicher werdenden Mann stand, als auch gegenüber Franciskas Angebot, sich an einer Frauengruppe zu beteiligen. Später verliebt sie sich in einen Schauspieler. Am Schluss der Erzählung kommt es zum großen show-down, bei dem sich alle Personen noch einmal in Mariannes Wohnung treffen. Doch Marianne und ihr Sohn bleiben am Ende allein zurück.

Die Erzählung ist eine reine Beziehungsgeschichte. In Zeiten des beginnenden Kommunikationszeitalters (Handke) beschreibt der Österreicher Peter Handke die totale Kommunikationslosigkeit und Kommunikationsunfähigkeit der Menschen. Die stellenweise kafkaesken Szenen werden mit geradezu Wittgensteinschem Sprachduktus in absoluter Nüchternheit beschrieben, ja, der Stil ist fast ein Berichtender, ohne dass dadurch die Erzählung leiden würde. Handke verwendet vor allem im ersten Drittel, der Noch-Zeit der Beziehung eine fast gänzlich adjektivlose Sprache, die in ihrer eigenschaftslosen Härte und in ihrem militärischen Stakato-Stil kaum zu ertragen ist. Damit verweist Handke auf die Kommunikationsunfähigkeit der Menschen. Später, nach dem Bruch, etwa ab dem zweiten Drittel, lockert und klart die Sprache etwas zur typisch Handkeschen halb-adjektivischen Sprache auf.

Die teilweise kafkaesken Sprachbilder sind sehr genau austariert und werden zu Chiffren des „Nicht-Mehr-Miteinander-Reden-Könnens“, z.B. formt Marianne ihre Hände zu einem Trichter, um ihren Sohn vom Fernseher wegzubekommen, oder bei der Begrüßung auf dem Flughafen legt Bruno Marianne den Kopf auf die Schulter, „als ob er sich ausruhen wolle“. Wer erinnert sich da nicht an das Kindergartenspiel: „Pfüte, Pfüte, zehn Minuten Stütze“.

Handke ist ein technischer Meister, ein Meister der Kommunikationslosigkeit, der Trostlosigkeit und der Hoffnungslosigkeit, bis hin zur Depression. Buchtitel, wie „Wunschloses Unglück“, „Versuch über die Müdigkeit“ oder „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“ sprechen Bände.

Handke ist wohl der vielleicht trostloseste und depressivste Schriftsteller der Gegenwart, nicht zuletzt wegen seiner hoffnungslosen Perspektivlosigkeit. Und trotzdem sind seine Werke durchaus sehr fordernd, und, ob ihrer rein technischen Qualitäten, sogar sehr anregend. Handke lebt heute, ähnlich wie Milan Kundera, in der Nähe von Paris.

„Der alte Mann und das Meer“ von Ernest Hemingway

Der Kurzroman „Der alte Mann und das Meer“ ist eine Ausarbeitung eines Prosastücks, das Hemingway schon vorher veröffentlicht hatte.

Der alte Fischer Santiago, kurz: Der alte Mann, ist zusammen mit dem Fischerjungen Manolin täglich aufs Meer hinausgefahren. Doch seit 84 Tagen hat der alte Mann nichts mehr gefangen. Nun will er noch einmal sein großes Glück herausfordern, diesmal alleine. Er will sehr weit hinausrudern, um den Fisch seines Lebens zu fangen.

Der alte Mann ist schon weit vor der Küste, da beißt plötzlich ein Schwertfisch an, der länger ist, als das Boot von Santiago. Der Kampf dauert zwei Tage und zwei Nächte. Doch der alte Mann betrachtet den Fisch, von dem er Monate leben könnte, nicht als seinen Feind, sondern als seinen Freund und Bruder. Als der Fisch längsseits schwimmt, kann der alte Mann ihn harpunieren und am Boot vertäuen. Mit von den Leinen zerschundenen Händen hisst er das Segel. Doch nun folgt der Tragödie zweiter Teil, die Niederlage. Haie greifen den Fisch an und nagen ihn bis auf das Skelett ab. Mühsam schleppt sich der alte Mann an Land und sein junger Freund Manolin bewacht, menschlich aufs tiefste von der Größe des alten Mannes erschüttert, dessen Schlaf.

„Man kann vernichtet werden, aber man darf nicht aufgeben.“ In dieser Kürze beschreibt uns Hemingway den ewigen Kampf des Fischers mit den Naturgewalten, in dem dieser auch noch in der bittersten Niederlage seine Würde behält. Der alte Mann und das Meer, in nüchterner, aber rhythmischer Sprache geschrieben, ist ein wahres Meisterwerk, das auch bei der Nobelpreisverleihung 1954 besondere Erwähnung fand. Darüber sollten auch die gelegentlich etwas sentimentalen Töne nicht hinwegtäuschen. Der alte Mann und das Meer ist eine wunderbare Parabel und ein Symbol für den ewigen Kampf des Menschen mit der Natur. Dieser erscheint uns wie der Kreuzesgang des Christus Jesus selber, eine Geschichte, die dem Leser zutiefst nahe gehen kann. Der Roman wurde mit dem unvergleichlichen Spencer Tracy in der Hauptrolle erfolgreich verfilmt.

„Narziss und Goldmund“ von Hermann Hesse

Der Roman spielt im Mittelalter, in einem Kloster beginnend, in dem junge Leute auf ihre geistigen Berufe vorbereitet werden. Narziss ist der Lehrer, der sein Leben ganz dem Geiste gewidmet hat. Goldmund wird von seinem Vater ins Kloster gebracht, damit er die Sünden seiner Mutter sühnen kann. Die beiden gegensätzlichen Naturen werden Freunde. Der Menschenkenner Narziss macht Goldmund klar, dass er seine Vergangenheit und seine Mutter nicht leugnen darf. Aus dieser Einsicht beginnt Goldmund ein unstetes Vagabundenleben, das ihn von einer Liebschaft zur nächsten treibt. Hunger und Tod wecken in Goldmund das Verlangen, seinen Gefühlen einen künstlerischen Ausdruck zu verleihen. In einer Bischofsstadt beginnt er eine Bildhauerlehre bei dem Meister Niklaus. Er schafft die Figur des Narziss als Jünger Johannes, nicht ahnend, dass Narziss inzwischen zum Abt Johannes geworden ist. Doch Goldmund, der eine Heirat mit der Tochter des Meisters ablehnt, beginnt erneut sein Wanderleben.

Goldmund begegnet den Schrecken der Pest, verlobt ein Jahr mit Lehne und einem Pilger in einer Holzhütte, bis auch Lehne an der Pest stirbt. Er will zu Niklaus zurückkehren und den Archetypus der Urmutter schaffen, den er im Herzen als Bild seiner eigenen Mutter trägt. Doch Meister Niklaus ist inzwischen ebenfalls gestorben. Goldmund verliebt sich erneut, diesmal in die Gemahlin des Stadthalters, wird aber in Flagranti erwischt und zum Tode verurteilt. Der zufällig anwesende Narziss, jetzt Abt Johannes, rettet Goldmund das Leben. Goldmund geht nun als Bildhauer mit Narziss zurück ins Kloster, doch bald zieht es ihn wieder in die Ferne. Während einer letzten Wanderschaft stürzt Goldmund vom Pferd. Gebrochen kehrt er zu Narziss ins Kloster zurück und stirbt schließlich, ohne die Urmutter geschaffen zu haben, in den Armen seines Freundes. So kehrt er doch zu seiner Mutter zurück, die er nie erreicht hat.

Neben „Siddharta“ ist „Narziss und Goldmund – Die Geschichte einer Freundschaft“ wohl Hesses bestes und meist gelesenes Werk. Er setzt ein mit ungeheurer Sprachgewalt und bleibt die ganze Wanderschaft über in einer fast träumerischen Schwebelage und Leichtigkeit. Der Roman, eine Liebeserklärung an ein untergehendes Deutschland, spielt in Würzburg eines Riemschneiders und den umliegenden Klöstern. Es ist voller psychologischer Elemente, so deutet die Figur der Urmutter auf den Archetypus von C.G. Jung. Beide Figuren, sowohl Narziss, als auch Goldmund, entsprechen den beiden zentralen Typen der Typenlehre von Jung. So entspricht Narziss dem introvertierten Typus, dem „Erkennenden“, und Goldmund entspricht dem extrovertierten Typus, dem rastlosen „Macher“. Sicherlich ist diese Gegenüberstellung eines der stärksten Motive des ganzen Romans.

Die Liebesabenteuer auf Goldmunds Wanderschaft lesen sich mit der Leichtigkeit der Novellen eines Boccaccio im Dekameron, und haben sicher hier ihr Vorbild. So zitiert Hesse ja auch die großen Novellisten in „Peter Camenzind“.

Trotz der Liebe für Deutschland, ist der Roman auch ein Aufschrei vor dem drohenden Untergang Deutschlands. (Das Buch ist 1929 geschrieben und 1930 erstmals veröffentlicht wor-

den.) Hier taucht das Motiv der schwarzen Pest auf, und die mittelalterliche Judenverfolgung und –Ermordung im 13. Jahrhundert.

So könnten diese Elemente eine Vorahnung auf den drohenden Holocaust und den Krieg sein. Aber Hesse stellt diesen Szenarien den Beruf des Künstlers entgegen. Überhaupt öffnet Hesse dem Leser den Blick für das künstlerische Schaffen, nicht nur für den Künstler, sondern auch für ein Deutschland der Dichter, Denker (und Künstler?). *Narziss und Goldmund* gehört sicher zu den herausragenden Werken der Weltliteratur, denen man möglichst viele Leser wünscht. Es beginnt ganz leise als „Bildungsroman“, aber am Ende ist es weise.

„Ulysses“ von James Joyce

Der Roman ist ein Epos, eine Chronik und ein Entwicklungsroman zugleich, den Joyce von 1914-21 in siebenjähriger Kleinarbeit schrieb. Der Roman ist an Vielschichtigkeit, Symbol- und Detailreichtum unübertroffen. „Ulysses“, was so viel heißt, wie „Odyssee“, ist die Beschreibung nur eines einzigen Tages, dem 16. Juni 1904 im Dubliner Leben des Kleinbürgers- und Anencenaquisiteurs Leopold Bloom. Die Odyssee von Homer dient dabei als Hintergrund und als Folie, wie sich noch zeigen wird.

Erzählt wird die Geschichte dreier Dubliner Einwohner am besagten 16. Juni von 8 Uhr morgens bis etwa drei Uhr des folgenden Tages: Leopold Bloom, seiner Frau Molly und dem jungen Lehrer und Schriftsteller Stephen Dedalus. Diese drei Hauptakteure kommen im Verlauf des Tages mit einer Unzahl von Personen aus dem Dubliner Leben zusammen.

Der Roman ist in 18 Episoden eingeteilt. Die ersten drei sind Stephen Dedalus gewidmet. Dieser kam aus dem Pariser Exil zurück, er Frühstückt mit einem Freund, dann arbeitet er in der Schule von Mr. Deasys und schließlich reflektiert er Teile seines Lebens am Strand. Hier taucht das Element des inneren Monologes zum ersten Mal auf.

In der vierten Episode wird Leopold Bloom eingeführt, der gutmütig, durchschnittlich, von ungarisch-jüdischer Abstammung ist. Er bereitet das Frühstück für seine Frau Molly, frühstückt aber selber nur eine Niere, die so herrlich „nach Urin schmeckt“ und beginnt seine Odyssee durch Dublin. Wie Odysseus verlässt auch Bloom seine Frau, doch sind seine Gedanken stets bei ihr. Er kauft sich ein Stück Duftseife, nimmt ein öffentliches Bad, geht zur Beerdigung seines alten Freundes Pyddy Dibnam, der an Herzschwäche gestorben ist (Hadesfahrt). Danach trifft er sich in der Redaktion der Zeitung *Freeman's Journal* mit einigen Bekannten und verhandelt kurz über eine Anzeige. Als nächstes isst er eine Kleinigkeit zu Mittag, nachdem er Schwierigkeiten hatte, ein Restaurant zu finden. Er begibt sich in die Bibliothek, wo er nach einer alten Zeitung sucht. Sowohl in der Bibliothek, als auch in der Redaktion, wäre er beinahe Stephen begegnet, der sich je in einem Nachbarraum aufhält.

Dann wird das Dubliner Labyrinth beschrieben, die Irrfahrten Homers. Bloom begibt sich ins Restaurant Ormond und geht anschließend in Barney Kiermans Pub. Es kommt zum Streit mit einem Bürger, Bloom flieht, der Bürger schmeißt ihm aber eine Teedose hinterher, wie der Polyphem Odysseus den Felsen Bloom flieht zum Strand und findet bei Gerby etwas Ruhe. Er besucht nun die Freundin seiner Frau, Mrs. Purfoy, im Krankenhaus, die ein Kind bekommt. Dort trifft er auch endlich Stephen wieder.

Danach gehen beide zum Bordell der Bella Cohen, der Dubliner Circe. Diese Episode zieht sich allein über 200 Seiten hin. Circe verwandelt beide in Schweine: Blooms Phantasien sind pervers, und Stephens grotesk, doch Bloom begegnet seinem Sohn Rudy. Beide sind mal wieder auf der Flucht, diesmal zu Blooms Wohnung in der Eccles Street Nr. 7. Es ist schon früher Morgen. Bloom muss die Wohnung durch ein Hinterfenster betreten, um wie Odysseus unerkannt zu bleiben. Es beginnt ein Frage-Antwort-Spiel, bis Stephen das Haus verlässt.

Bloom legt sich neben seine schlafende Frau. Es beginnt in diesem Schlusskapitel der weltberühmte Monolog der Molly Bloom, der träumenden, der völlig interpunktionslos sich über 60 Seiten erstreckt. Molly, die von Bloom betrogen wird, findet am Ende zu ihm zurück: „... und

dann hat er mich gefragt ob ich will ja sag ja meine Butterblume und ich habe ihn zuerst die Arme um den Hals gelegt ... ja ich will ja.“

Es gibt in dem Roman noch eine Vielzahl weiterer z.T. recht witziger Bezüge vom Ulysses zur Odyssee von Homer. Jedenfalls lässt Joyce die ganze Odyssee an einem einzigen Tag in Dublin der Jahrhundertwende spielen.

Joyce verwendet eine durchaus legere Sprache, die leicht in eine proletarische Dubliner Milleusprache einschlägt. Die Sprache ist manchmal pedantisch, dann wieder schockierend vulgär, bald witzig, mit Einschüben zahlreicher irischer Lied- und Versanfängen.

Die Erzählebenen wechseln von Episode zu Episode (Er-Erzählung, Frage-Antwort-Spiel, innerer Monolog), wodurch der Roman interessanter Weise eine zusätzliche Vielschichtigkeit erhält. Dies wird noch verstärkt durch den Hintergrund der antiken Folie. Viele Bilder und Symbole tauchen auf, die alle Bezug zueinander haben. Der Roman ist phasenweise von einer schockierenden Freizügigkeit, was dafür sorgte, dass der Roman lange Zeit in den preußisch-angelsächsischen Ländern der Zensur anheim fiel.

Joyce ist ganz Realist, seine Detailbeobachtungen haben in der Literaturgeschichte Maßstäbe gesetzt, denen vielleicht noch „Berlin Alexanderplatz“ von Alfred Döblin oder „Der Mann ohne Eigenschaften“ von Musil gerecht werden können.

Ohne Zweifel hat sich Joyce mit dem Ulysses ein unsterbliches Denkmal gesetzt. Der Roman ist nicht nur der bedeutendste des 20. Jahrhunderts, er ist auch der bedeutendste der gesamten künstlerischen Moderne.

„Der Prozess“ von Franz Kafka

Der Roman erschien erstmalig 1925, 10 Jahre nachdem Kafka ihn geschrieben hat. Es handelt sich dabei um eine Art absurden Pseudokrimi. Erzählt wird die Geschichte von Herrn K. Auf diese Schlichtheit werden wir noch zu sprechen kommen. An seinem 30. Geburtstag erfährt Herr (Joseph) K. dass er verhaftet ist. Irgend jemand muss ihn denunziert haben. Wir sehen, alles beginnt wie ein ganz gewöhnlicher Krimi, doch bekommt der Roman schon bald eine ganz andere Wendung.

Als Herr K. nach dem Frühstück läutet, treten seine Wächter Franz und Willem ein, die ihm nochmals bestätigen, dass er verhaftet ist. Seine Sachen muss er abgeben. Doch Herr K. lässt sich nicht einschüchtern; er glaubt an den Rechtsstaat und an seine Unschuld.

Das Gericht verfügt über Herrn K. ohne Anwendung sichtbarer Gewalt. Das Zimmer von Fräulein Bürstner wird zum Verhandlungsraum umfunktioniert. Nach der ersten Verhandlung kann er sein Leben ganz normal weiterführen. Bald erhält er eine Vorladung für den nächsten Sonntag, allerdings ohne Zeitangabe. Und so verspätet sich Herr K. um „eine Stunde und fünf Minuten“. In der nächsten Woche findet keine Verhandlung statt. Herr K. lässt sich vom Gerichtsdieners die auf dem Dachboden des Hauses befindliche Kanzlei des Gerichts zeigen. K. bricht zusammen, und muss hinausgetragen werden. Auf Drängen seines Onkels bestellt er einen Advokaten, der ausgerechnet den kümmerlichen Namen „Huld“ trägt. Doch auch dieser zeigt sich ohnmächtig vor den Mühlen der Justiz. Am Vorabend von K's 31. Geburtstag wird das Todesurteil vollstreckt. In einem Steinbruch wird K. mit Messern hinterrücks exekutiert.

Kafka macht es dem Leser nicht unbedingt leicht, seine Werke, vor allem auch den Prozess zu verstehen.

Grundsätzlich prallen hier zwei sich ausschließende Vorstellungswelten aufeinander: Die Gerichtsbarkeit, die sich von der vermeintlichen Schuld angezogen fühlt, wenn auch zu Unrecht, und die Vorstellungswelt von Herrn K. der an eine höhere Gerechtigkeit glaubt, die sich allerdings nur als leeres Ideal entpuppt. So entsteht eine Art gleitendes Paradox, ein Zirkel, der an Absurdität kaum zu überbieten ist. Überhaupt ist das Werk von Kafka voll solcher absurder Motive, wodurch der Begriff des Kafkaesken geprägt wurde. Die Kafka-Forschung findet immer neue Absurditäten in seinem Werk.

Eine gewisse Parallele der Ausweglosigkeit der Situation findet sich auch in Kafkas bekanntester Erzählung „Die Verwandlung“, die mit dem berühmten Satz beginnt: „Als Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte, fand er sich in seinem Bett zu seinem ungeheuren Ungeziefer verwandelt.“ Gregor Samsa, der verwandelte Käfer verreckt am Ende, da er nicht mehr gefüttert wird.

Man könnte in dem Prozess, um mit Adorno zu sprechen, eine, wenn auch unbewusste, Vorwegnahme des Nationalsozialismus sehen, Aber wir wollen hier nicht zu weit gehen. Zentrales Motiv in Kafkas Werk ist und bleibt das Absurde, das die Menschen immer weiter von sich selbst und ihrer Umwelt entfernt. Es werden Menschen gezeigt, die in einer völlig entfremdeten Welt oder Situation leben, ein marxistischer Widerspruch in einer Zeit wachsender Industrialisierung, Technisierung und Individualisierung und nicht zuletzt Anonymisierung. Daher trägt unser Hauptdarsteller auch schlicht den anonymen Namen „Herr K.“

Kafka selber war Zeit seines Lebens von tiefen Selbstzweifeln geplagt, so nennt er den Prozess ein unvollendetes Werk, was nie jemand nachvollzogen hat. Ich selber hingegen habe überhaupt keinen Zweifel an der Güte und Qualität des kafkaschen Werkes. Nicht zuletzt auch wegen seiner überragenden Intelligenz nimmt Franz Kafka eine Sonderstellung in der Weltliteratur ein.

Der Geist der Mirabelle – Geschichten aus Bollerup“ von Siegfried Lenz

„Der Geist der Mirabelle“ ist eine Sammlung von 12 Geschichten aus dem ländlichen Dorf Bollerup, das irgendwo an der Ostseeküste liegt. In diesem verträumten Dorf heißen nur wenige anders als Feddersen. Sie sind nur unterscheiden durch Kosenamen, wie der Leuchtturm, der Dorsch oder die Schildkröte. Zu den kuriosen Eigenheiten der Bewohner gehören auch die bisweilen krummwüchsigen Gedanken, die durch den Mirabellenschnaps hervorgerufen werden. Dich Geschichten erinnern durchaus an die Geschichten aus „So zärtlich war Suleyken“, nur dass unsere Geschichten nicht in Masuren spielen.

Vielleicht eine kleine Kostprobe: Frietjoff Feddersen ist die Sparsamkeit und Ordnung in Person, außer wenn er von dem selbstgemachten Mirabellenschnaps getrunken hat. Eines Tages wird in einem Hinterzimmer ein zünftiger Skat gespielt. Frietjoff hat natürlich seinen Mirabellenschnaps dabei. Je später der Abend, man hat sich schon ordentlich eingeheizt, um so härter wird natürlich das Ausspiel. „Rumms“, da liegt die nächste Karte auf dem Tisch, doch plötzlich sackt der Tisch weg: Beinbruch! Und nun kommt die rettende Idee von Frietjoff Feddersen. Sie lassen einfach den Doktor Dibbersen kommen, denn der hat schließlich studiert. Dibbersen begutachtet also mitten in der Nacht den Patienten, bittet um eine Schale mit Wasser und ein Handtuch und setzt den Tisch wieder zusammen. Danach allerdings präsentiert er Frietjoff die Rechnung: 112,- DM. Am nächsten Morgen sieht man Frietjoff Feddersen den alten Mirabellenbaum in seinem Garten umhacken und zu Kleinholz verarbeiten.

Natürlich führt an der eigenen Lektüre kein Weg vorbei. Es seien dem Leser einige sehr kurzweilige Stunden versprochen. Siegfried Lenz hat einen ausgesprochen intelligenten und vor allem feinen Humor der aus vielen seiner Werke spricht (Ludmilla, Klangprobe). Seine Sprache ist exzellent, und äußerst einfühlsam. Jedes Bild ist in seinen Werken stimmig, auch die Bilder untereinander. Alle Details fügen sich nahtlos zu immer neuen Landschaften zusammen (so z.B. in „Es waren Habicht in der Luft“, seinem ersten Werk). Lenz entpuppt sich immer wieder als Sprachkünstler von ganz großer Qualität.

In „Der Geist der Mirabelle“ und auch in „Suleyken“ schießt Lenz nun einmal exemplarisch ein ganzes humoristisches Feuerwerk ab. Der Leser wird sich das Lachen nicht verkneifen können. Das Buch ist wirklich ein wahres Kleinod der deutschen Literatur.

Lenz gehört ohne Zweifel zu den ganz großen Schriftstellern und Erzählern in diesem Land. Leider ist die Literaturkritik nicht immer so gut mit ihm umgegangen.

„Heimatmuseum“ von Siegfried Lenz

Der Roman „Heimatmuseum“ spielt in Siegfried Lenz' Leben (geb. 1926) neben „Deutschstunde“ eine zentrale Rolle. Beide Romane setzen sich mit der deutschen Vergangenheit auseinander.

Der Masurer Zygmunt Rogalla steckt eines Tages das von ihm selber aufgebaute Heimatmuseum in Brand. Dabei erleidet er selber schwere Verbrennungen. Im Krankenhaus erzählt er nun dem Freund seiner Tochter, Martin Witt, an 15 Tagen seine Lebensgeschichte in einem einzigartigen autobiographischen Bericht. Die Erzählung wälzt sich durch die Geschichte, wie eine Alte Dampflock durch die amerikanische Prärie oder die russische Taiga. „Heimat kann auch da sein, wo du noch nie gewesen bist.“ Minutiös werden hier Geschichten aus der masurischen Heimat vorgetragen. Der Roman hat fast epische Ausmaße, was angesichts der schweren Verletzungen Zygmunts eher unwahrscheinlich ist. Doch dies ist schließlich nur die von Lenz gewählte Erzählform. Vielleicht wollte Lenz die Geschichte einfach nur sich selber erzählen, denn sicher trägt sie auch autobiographische Züge.

Zygmunt Rogalla ist etwa 1905 als Sohn eines skurrilen Dorfalchemisten und Arztes in Masuren geboren. Sein Großvater Alfons Rogalla ist der Pächter einer Dorfdomäne, die er mit patriarchalischer Hand regiert. Sein Großonkel Adam gründet das Heimatmuseum in Masuren und weckt in Zygmunt das Interesse für die Heimat und die Archäologie. Bestimmende Figur ist auch Sonja Turk, die Teppichweberin, bei der Zygmunt in die Lehre geht, eine Metapher für das Gewebe der wiedererzählten Geschichte. Sein Freund ist Conny Karrasch, dessen Schwester Edith Zygmunt zu seiner ersten Frau nimmt. Nach dem ersten Weltkrieg und der prodeutschen Volksabstimmung von 1920 sieht sich Zygmunt einer wachsenden nationalistischen Politisierung ausgesetzt, der er entschieden entgegentritt. Das Heimatmuseum soll für propagandistische Zwecke missbraucht werden, worauf Zygmunt das Museum kurze Hand schließt. Nach dem 2. Weltkrieg flieht die Familie in den Westen. Seine Frau und sein Sohn kommen bei den dramatischen Ereignissen ums Leben. Das Heimatmuseum wird nun von Zygmunt, der wieder geheiratet hat, neu aufgebaut, Zygmunt sieht sich aber bald der drohenden Ideologisierung und Unterwanderung reaktionärer Vertriebenenverbände ausgesetzt. Sein Freund Conny Karrasch tut sich dabei besonders hervor. Zygmunt beschließt, das Museum abzubrennen. Dieses Bild ist sozusagen das positive Gegenstück zur Bücherverbrennung von 1933.

Kritiker haben Lenz vorgeworfen, er habe keinen Beitrag zur „Analyse“ geliefert. Aber vielleicht lag das auch gar nicht in der Absicht von Siegfried Lenz. Der Roman ist viel intimer zu nehmen und es geht Lenz eigentlich nur um den Begriff der Heimat, der am Ende neu gefasst wird, nicht aber um trockene und abstrakte Analyse. Dabei bezieht Lenz aber immer und klar Stellung gegen rechts und derlei Ideologisierungen. Lenz begegnet dem gerade nicht mit einer Gegenideologie. Die ihm unterstellten sprachlichen Mängel kann ich auch nicht nachvollziehen. Die scheinbar problematischen Begriffe, wie Braunauer für Hitler, Ostlandreiter oder Reichsjägermeister für Göbbels werden ja nicht von Lenz selber verwendet, er lässt sie seine Protagonisten sagen, sie sind also Teil ihres Charakters, hätte Marcel Reich-Ranicki etwa sagen können. Da ist Siegfried Lenz meines Erachtens überhaupt keinen Vorwurf zu machen. Sowohl sprachlich, als auch inhaltlich, ist „Heimatmuseum“ ein Roman wie aus einem Guss, unerhört intelligenten und bilderreich, es fließen sogar immer wieder Ausdrücke aus der masurischen Heimat ein, was dem Roman eine ganz besondere Stimmung gibt. Oder wissen Sie, wie man genau Schwarz-Sauer aus frisch geschlachtetem Gekröse macht? Wahrscheinlich nicht.

Insgesamt ist der Roman Heimatmuseum ein imposantes und großartiges Werk, das sicher zur deutsch-polnischen Aussöhnung ein bisschen beigetragen hat.

„Der Gefühlsmensch“ von Javier Marias

Ein Opernsänger macht während einer Zugfahrt von Mailand nach Venedig die Bekanntschaft mit dem Bankier Manur, dessen Frau Natalia und den ständigen und mysteriösen Begleiter dato. Als der Opernsänger zu Proben in Madrid ist, trifft er das Trio im selben Hotel wieder. Es kommt zu regelmäßigen Treffen des Sängers und Protagonisten mit Natalia, Dato ist aber immer anwesend. Beide verlieben sich. Kurz vor der Premiere von Verdis Otello kommt es zum Bruch. Manur durchschaut das Spiel des Sängers und macht dem Treiben ein Ende. Natalia verlässt daraufhin ihren Mann und trifft sich noch ein letztes Mal mit dem Sänger, worauf sich Manur überraschender Weise erschießt. Natalia kehrt nach dem Tod ihres Mannes nicht mehr zu ihrem Sänger zurück.

„Der Gefühlsmensch“ ist eine klassische Liebesgeschichte, die einen so unvermittelt trifft, wie ein Hieb, gerade in den überraschenden Schlusswendungen. Marias versteht es, einen ungeheuren Spannungsbogen aufzubauen, der, was für Marias typisch ist, stellenweise unheimliche Züge annimmt, und hält diesen Spannungsbogen bis zum Ende aufrecht. Erst am Ende entlädt sich die gesamte Spannung.

Die Sprache ist in der für Marias ebenfalls typischen Weise streng und nüchtern, arm an Adjektiven, dafür aber von einem ungemein flüssigen Rhythmus, was nicht zuletzt der guten Übersetzung zu verdanken ist. Der Schlussakkord löst alle versponnenen Fäden wieder auf. Das Ende kommt für den Leser sehr überraschend. Manur, der den Sänger zur Rede stellt, scheint allwissend, trotzdem verliert er seine Frau und bringt sich am Ende auf tragische Weise um.

Marcel Reich-Ranicki sagt über Marias, er sei einer der besten und bedeutendsten zeitgenössischen Schriftsteller. Dem ist nichts hinzuzufügen. Darüber sollten auch vereinzelte stilistische Schwächen, wie etwa in dem Erzählwerk „Als ich sterblich war“ nicht hinwegtäuschen. Es handelt sich bei besagtem Werk nur um eine äußerst schlechte Übersetzung. Javier Marias, der noch sehr jung, aber bereits jetzt bester zeitgenössischer Schriftsteller Spaniens, wird einmal ein ganz heißer Kandidat für den Literaturnobelpreis sein.

„Wendekreis des Krebses“ von Henry Miller

Henry Miller hat zwei Wendekreisromane geschrieben: „Wendekreis des Krebses“ und „Wendekreis des Steinbocks“. Beide erscheinen 1934 und 1939 und sind autobiographische Romane, der erste über Millers Leben in Paris, wo er 9 Jahre verbracht hat und der zweite über sein Leben in New York. Der Roman „Wendekreis des Krebses“ (Topic of cancer), der beinahe eine schallende Ohrfeige gegen die zivilisierte Welt ist, war lange Zeit verboten. Er war für Miller das erste Werk, „das wirklich zählte“. Es ist ein einzigartiger Befreiungsversuch von Konventionen und Zwängen und ein Selbstfindungsprozess, sowohl inhaltlich, als auch schriftstellerisch.

Miller erzählt Episoden aus seinem Pariser Bohème-Leben, nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern als eine Art philosophisch-metaphysische Zusatzbeschreibung. Es wird gegessen, getrunken, geschlafen, gefickt und gegen die zivilisierte Welt angegangen. Miller gabelt Huren auf, manchmal landet er in fremden Betten, immer aber sind Frauen nur „Pritschen“, auf denen man seine müden Glieder ausstrecken kann. Zwischen solchen Episoden hebt Miller aber erstaunlicher Weise in geradezu existentialistischer Manier an zu sehr ruhigen Betrachtungen, weshalb man sich fragt, warum das Buch überhaupt so lange verboten war. Schließlich gibt es schlimmeres. Auf jeden Fall taucht Miller ein in einen einzigartigen Fluss des Lebens, in Begierde, Trieb und Leidenschaft, bis hin zur Ekstase. Dabei macht er von einem durchaus essayistischen Stil Gebrauch.

Interessant ist es, „Wendekreis des Krebses“ in Verbindung mit der Erzählung „Land der Erinnerung“ zu lesen, in der er seine Pariser Jahre im Nachhinein betrachtet, bis hin zur völligen Verklärung.

Henry Miller gilt als einer der obszönsten Schriftsteller der Weltliteratur. Aufsehen erregte er sogar noch über seinen Tod hinaus, durch seine posthume veröffentlichte Erzählung „Stille Tage ich Clichy“, ein wirkliches Meisterstück, nicht nur sprachlich, sondern gerade auch ästhetisch.

„Der Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil

„Der Mann ohne Eigenschaften“ beginnt 1913, dem Vorabend des ersten Weltkrieges, im Wien des kaiserlich-königlichen Österreich, das Musil „Kakanien“ nennt. Ulrich, die Hauptperson, kehrt 32-jährig aus dem Ausland nach Wien zurück, und mietet sich ein kleines Jagdschlösschen. Er stammt aus wohlhabenden Verhältnissen. Drei Versuche, als Offizier, Ingenieur bzw. Mathematiker „ein bedeutender Mann“ zu werden, sind für Ulrich unbefriedigend verlaufen. Schließlich erkennt er, dass ihm das Mögliche mehr bedeutet, als das Wirkliche und er nimmt „ein Jahr Urlaub von seinem Leben“. Er fühlt sich bald als Mann ohne Eigenschaften.

Im weiteren Verlauf des Romans entspinnt sich nun ein Kaleidoskop des modernen Wien und der österreichisch-ungarischen Monarchie, aber dieser szenische Hintergrund ist für Musil, anders als etwa für Joseph Roth, nicht Milieu einer historischen Romans, sondern ein „besonders deutlicher Fall der modernen Welt“.

Im Zentrum der weiteren Handlung steht die „vaterländische Aktion“ als deren Sekretär Ulrich nun auftritt. Ein Komitee soll die Feierlichkeiten zum siebenzigjährigen Regierungsjubiläum Kaiser Franz Josephs I. im Jahr 1918 als „Parallelaktion“ zu dem im selben Jahr stattfindenden dreißigjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms II. vorbereiten. Ihr beißend-ironisches Doppelgesicht erhält die Parallelaktion dadurch, dass das Jahr 1918 den Zusammenbruch der beiden Monarchien durch das Ende des ersten Weltkrieges bedeutet. Das geplante Jubelfest enthält also von Vornherein die Attribute einer Beerdigung.

Musils „Mann ohne Eigenschaften“ ist der vielleicht ungelesenste Roman deutscher Sprache, er ist trotz seiner über 1000 Seiten unvollendet geblieben – einen zweiten Band hat Musil nicht mehr vollenden können – und letztlich muss der Roman als gescheitert gelten. Wer sich dennoch einmal daran versucht, wird ein faszinierendes Universum entdecken. Der Roman ist voller eindrucksvoller Gestalten, wie dem wahnsinnigen Mädchenmörder Moosbrugger oder dem General Stumm von Bordwehr, der glaubt, er könne mit militärischem Drill Ordnung in das Durcheinander aller denkbaren Ideologien bringen.

Die Sprache ist voller ironischer Anspielungen und auf eindrucksvolle Weise bilderreich, wie es dies lange nicht gegeben hat. Musil reiht sich mit diesem, seinem bedeutendsten Werk, ein in eine Linie mit James Joyce und Marcel Proust und braucht ihren Vergleich nicht zu scheuen. In gewisser Weise erleben wir gerade heute eine Renaissance des lange vergessenen Werkes.

„Allerseelen“ von Cees Nooteboom

Der jüngste Roman von Cees Nooteboom „Allerseelen“ ist ein Großstadt- und ein geheimer Liebesroman, der im wiedervereinigten Berlin spielt.

Hauptdarsteller ist der Niederländer Arthur Daane, der in Berlin lebt. Er hat seine Frau und seinen kleinen Sohn auf tragische Weise bei einem Flugzeugabsturz verloren. Bewaffnet mit einer Filmkamera streift er durch die Stadt Berlin, auf der Suche nach der Vergangenheit. Arthur arbeitet so an einem „ewigen Projekt“.

In dieser schillernden und aufblühenden Metropole fühlt sich Arthur von seinen Freunden aufgehoben. Er diskutiert mit dem Philosophen Arno Tieck, dem Bildhauer Viktor Leven und der Physikerin Zenobia Stein über die Ereignisse der Vergangenheit und ihre metaphysischen Dimensionen, Gespräche voller Ironie, aber auch voller Witz.

Arthur lernt die junge Geschichtsstudentin Elik Oranje kennen, ebenfalls eine Niederländerin. Sie ist für Arthur wie eine Sirene, voller Geheimnisse, doch er hört auf sie. Es entbrannt eine zarte, aber innige Liebe zwischen den beiden, Arthur folgt Elik am Ende bis nach Madrid, bis über die Pyrenäen.

Der Roman ist „der Großstadtroman über die deutsche Wiedervereinigung“ (Harald Loch). Wie im wiedervereinigten Deutschland eine vorsichtige und zarte Liebe zwischen Ost und West entbrennt, so entbrennt auch die Liebe zwischen Arthur und Elik, die wie in eine einzigartigen Parabel für das immer noch geteilte Land stehen. In gewisser Weise ist der Roman ein Gegenwartskommentar des Niederländers Cees Nooteboom zu den deutsch-deutschen Befindlichkeiten und Ereignisse. Der Erzählstrang ist gelegentlich unterbrochen durch keine Einschübe, persönliche Stellungnahmen oder auch Anmerkungen des Autors, die allerdings als „Kommentar im Kommentar“ leicht aufgesetzt wirken.

Am Ende packt die Liebenden das Fernweh, sie gehen beide nach Spanien, der Deutschen Reiseziel Nr. 1. Überhaupt ist Deutschland dieses Jahr wieder Reiseweltmeister geworden. Cees Nooteboom hat in diesem Roman eine überraschend frische Art zu schreiben. Seine, wenn auch stellenweise etwas pseudophilosophischen Gespräche entbehren nicht eines gewissen Charmes. Manche Pointen treffen voll ins Schwarze.

Der Roman „lebt und west“ in der Zeit, wie wir Deutschen in den 90-er Jahren Zeit empfundene haben, als ein Niemandsland des Vor- und Nacheinanders der Ereignisse.

Dieser Roman war für mich eine wirkliche literarische Entdeckung. Zweifelsohne ist Cees Nooteboom neben Harry Mulisch der beste zeitgenössische Schriftsteller der Niederlande. Er lebt übrigens selber viel in Spanien. Spanien ist eben ein gutes Pflaster für gute Gegenwartsliteratur, von Portugal einmal ganz zu schweigen.

„Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ von Marcel Proust

Der siebenbändige Romanzyklus von Marcel Proust erschien zwischen 1913 und 1927. Mit etwas 4000 Seiten stellt es wohl das umfassendste Romanwerk der Literaturgeschichte dar, es steht ganz einmalig da in der europäischen Literatur.

In dem Romanwerk gibt es keine wirkliche Handlung, und so ist es nicht ganz leicht, eine Inhaltsangabe zu machen. Bei dem folgenden Versuch folge ich daher der Chronologie der sieben Bände.

1. Band, 1. Teil: In Swanns Welt

Hier beginnt die Erinnerung von Marcel, dem Hauptdarsteller und Ich-Erzähler an seine Kindheit. Zentrales Motiv ist der von seiner Mutter verwehrt Gute-Nacht-Kuss. Oft kam der Freund des Hauses, Monsieur Swann zu Besuch, und Marcel wurde ohne Kuss ins Bett geschickt. Dies löste bei ihm ein lebenslanges Trauma aus, was sich später in Form von Verlustängsten und Eifersüchten bemerkbar macht.

Der Genuss einer, auf Grund dieser Episode berühmt gewordenen, Madelain, eines bisquitartigen Kuchens, den Marcel in Lindenblütentee taucht, setzt bei ihm nicht nur diese, sondern ein ganzes Panorama von Erinnerungen frei, an seine Großmutter, an das Hausmädchen Françoise, an Tante Leonie, an die Weißdornhecke und an die Kirche von Combray.

1. Band, 2. Teil: Eine Liebe von Swann

Hier wird die Liebesgeschichte des Kunstfreundes Swann mit Odette de Crecy, die einen zweifelhaften Ruf genießt, beschrieben. Swann bezichtigt sie der Untreue, doch ehe es zum endgültigen Bruch kommt, heiraten die beiden.

2. Band: Im Schatten junger Mädchenblüte

Marcel verliebt sich in die Tochter Swanns, die zickige Gilberte. Mit 17 fährt er der (wie Proust) an Asthma leidet, mit seiner Großmutter zur Kur in das Seebad Balbec an der Küste der Normandie. Er freundet sich mit Robert de Saint Loup an, der viel später Gilberte Swann heiratet. Marcel verliebt sich erneut. Sei heißt Albertine. Er sieht sie zunächst nur in Begleitung ihrer Freundinnen, doch Marcel ist von ihr hingerissen.

3. Band: Die Welt der Guermantes

Marcel ist nun wieder in Paris, wo er mit seinen Eltern in das Haus der Guermantes umzieht. Er verliebt sich von Ferne in die Herzogin de Guermantes, doch als er sie trifft, ist er enttäuscht.

Hauptgesprächsthema in dieser Zeit ist die Affäre Dreyfus. Der Jude Dreyfus wurde 1894 wegen Hochverrats auf die Teufelsinsel verbannt.

4. Band: Sodom und Gomorra

Hauptthema ist die Homosexualität. Marcel kommt hinter das Geheimnis des Baron de Charlus, den er aus Balbec kennt, und der sich durch diese Affäre zugrunde richtet. Marcel trifft Albertine wieder und bezichtigt sie, lesbisch zu sein.

5. Band: Die Gefangenen

Albertine ist zu Marcel in seine Pariser Wohnung gezogen. Doch Marcel ist eifersüchtig. Immer, wenn Albertine ausgeht, lässt er sie überwachen. Eines Tages flüchtet Albertine aus der Wohnung.

6. Band: Die Entflohenen

Marcel beauftragt seinen Freund Robert, Nachforschungen über Albertine anzustellen. Es stellt sich heraus, dass Albertine bei einem tragischen Reitunfall tödlich verunglückt ist.

7. Band: Die wiedergefundene Zeit

Der 1. Weltkrieg ist ausgebrochen. Nach dem Krieg besucht Marcel eine Matinee beim Prinzen Guermantes. Marcel offenbart sich die Einsicht, dass die Flüchtigkeit der Zeit durch die Erinnerung aufgehoben werden kann. Er beschließt, um dieser Erkenntnis Dauer zu verleihen, einen Roman zu schreiben, eben den Roman, den der Leser gerade beendet hat. Und so hat sich der Kreis geschlossen.

Der Romanzyklus ist aus drei Gründen schwer zu lesen: 1. auf Grund seines unvergleichlichen Anfangs (er hat die größte Lese-Abbruchrate). 2. Der Roman hat keine Handlung im eigentlichen Sinn des Wortes. Alle Wirklichkeit ist durch die subjektive Wahrnehmung von Marcel gefiltert. Der ganze Romanzyklus ist wie eine aufblühende Blüte des sich entfaltenden Seelenlebens von Marcel. 3. Der Roman besteht aus den berühmt-berüchtigten überkomplexen Sätzen, von allerdings geschliffener Eleganz.

„Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ ist ein durchaus psychologisches Werk. Es ist ein Roman über die Zeit, über das Vergessen und das Wiedererinnern. Wie kann man dem unaufhörlichen Verrinnen der Zeit entkommen? Prousts Antwort lautet: Nur durch das Erinnern, das in besonderen Augenblicken das Panorama der Vergangenheit freilegt, etwas durch den Genuss der berühmt gewordenen Madelaine oder durch Fliederduft. Dieses sind Momente größter Schönheit, größter Sinnlichkeit und größten Glücks.

Proust ist beeinflusst von der Philosophie Henri Bergsons, der zur gleichen Zeit eine Theorie über die Zeit aufgestellt hat, in der dieser die subjektive, innere Zeit von der objektiven, physikalisch messbaren Zeit unterscheidet.

Der Romanzyklus ist ein Werk der Superlative, nicht nur hinsichtlich der Schwierigkeit und des Umfanges, sondern auch auf Grund der ungeheuren Leselust, die das Werk verursachen kann. Dieser außerordentlichen Lektüre verdanke ich selber meine mit Abstand schönsten Lesestunden. Es gibt einfach nichts Vergleichbares. Proust ist der vielleicht größte französische Schriftsteller der künstlerischen Moderne und des 20. Jahrhunderts, obwohl er in vielen Belangen noch ins 19. Jahrhundert zurückreicht.

„Alle Namen“ von Jose Saramago

Die Handlung des neuesten Romans „Alle Namen“ von Jose Saramago ist relativ einfach erzählt. Senhor Jose ist ein kleiner Amtsschreiber im zentralen Personenstandsregister. In seiner Freizeit sammelt er Zeitungsausschnitte berühmter Persönlichkeiten. Eines Tages fällt ihm die Karteikarte einer unbekanntem Frau in die Hände. Sr. Jose stürzt sich nun Hals über Kopf in ein unglaubliches Abenteuer. Er will alles über die unbekanntem Frau wissen.

Den einzigen Anhaltspunkt, der er hat, ist die Notiz, wo die Frau geboren wurde und ihre erste Kindheit verbracht hat. Er begibt sich also in das Geburtshaus und recherchiert dort bei den Anwohnern, ausgestattet mit gefälschten Papieren. Die alte Frau im Erdgeschoss unten links, deren Vertrauen Sr. Jose erschwindelt, stellt sich als die Patentante der gesuchten heraus, die aber keinen Kontakt mehr zu ihr hat. Sie sagt Sr. Jose aber, wo die Gesuchte zur Schuld gegangen ist. Sr. Jose beschließt nun, trotz seines notorisch schlechten Gewissens, in die Schule einzubrechen. Doch die gefundenen Karteikarten helfen ihm nicht weiter. Sr. Jose, der direkt die Wohnung neben dem Personenstandsregister bezieht, sucht nun in der Archiven unter den Toten, findet aber auch hier nichts. Da fällt ihm plötzlich und unerwartet die Akte der Unbekanntem in die Hände, die gerade bearbeitet wurde. Daraus geht hervor, dass die Unbekanntem kürzlich verstorben ist. Sr. Jose besucht noch einmal die alte Frau unten links im Geburtshaus und teilt ihr den Tod der Gesuchten mit. Diese hält Sr. Jose für einen notorischen Lügner, bis Sr. Jose ihr die ganze Geschichte beichtet. Sie aber hat Verständnis für Sr. Jose und empfiehlt ihm, sich an die Eltern der Verstorbenen zu wenden. Zuerst aber besucht Sr. Jose den Friedhof, wo die Gesuchte beerdigt wurde und wo er erfährt, dass sie sich ohne ersichtlichen Grund das Leben genommen hat. Die Mutter vertraut Sr. Jose die Wohnungsschlüssel an. Er erfährt bei dem Besuch bei den Eltern auch, dass die Unbekanntem als Mathematiklehrerin in eben der Schule arbeitete, in die Sr. Jose eingebrochen ist. Übrigens nahm sie Tabletten. Die Gründe für den Selbstmord bleiben weiterhin im Dunkeln. In der Wohnung der Verstorbenen findet Sr. Jose auch keine Anhaltspunkte. Für ihn ist der Fall somit abgeschlossen. In der ebenfalls überraschenden Schlusspointe offenbart ihm sein Chef und Amtsvorsteher, dass er die ganze Zeit über Sr. Jose Machenschaften im Bilde und sein heimlicher Verbündeter war. Sie beschließen nun, die Verstorbenen im Archiv unter den Lebenden zu führen.

Die „Neue Züricher Zeitung“ schrieb über den Roman: „Die Geschichte liest sich wie ein Kriminalroman oder wie ein langer, fesselnder Traum, der natürlich einen allegorischen Charakter hat: Die Suche nach dem anderen führt zur Suche nach sich selbst.“

Der Roman ist tatsächlich von einer träumerischen Leichtigkeit, die Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit verschwimmen, und man begibt sich beim Lesen in einen gewissen Schwebzustand der Seele. Zusammengehalten wird aber alles durch den starken Spannungsbogen.

Die Unbekanntem steht in dem Roman für einen x-beliebigen Menschen aus der breiten, anonymen Masse. Aus Sr. Jose gehört mit zu dieser breiten Masse. Doch er interessiert sich für berühmte Menschen, von denen er selber vielleicht gerne einer wäre. Sein Abenteuer und die Suche nach der unbekanntem Frau heben nun beide aus dem breiten Strom des alltäglichen Einerlei heraus. Sie werden für einen kurzen Augenblick selber zu Stars, verewigt in eben diesem Roman. Wie sagte doch Andy Warhol: „Jeder kann für fünf Minuten ein Star sein.“

„Alle Namen“ ist ein sehr gutes Buch und eines dass dem Nobelpreisträger von 1998 würdig ist. Es regt den Leser an zum selber Weiterdenken.

„Der Ekel“ von Jean-Paul Sartre

Das 1938 erschienene Frühwerk von Sartre sind die tagebuchähnlichen Aufzeichnungen von Antoine Roquentin vor dessen Abreise aus Bouville (Le Havre), wo Sartre selber eine Zeit lang gelebt hat.

Eines Tages bemerkt Roquentin, dass ihn der Ekel vor der Welt befallen hat, zunächst der Ekel vor der Berührung der Dinge, später vor Menschen, und er beschließt, sein Leben aufzuzeichnen. Durch verfremdende Bilder versucht Sartre den Lebensekel in Roquentins Leben noch zu steigern. Einige Orte tauchen dabei immer wieder auf, das Hotel, der Lesesaal der Bibliothek und die Rue Tournbridge, wo es zu traurigen Begegnungen mit einer desolaten Welt und deren Menschen kommt.

Roquentin versucht, seinem Lebensekel auf den Grund zu gehen. In schaler Anspielung an Descartes' „cogito ergo sum“ stellt Roquentin fest: Ich bin, ich denke, also bin ich, ich existiere einfach. Der Existentialismus ist geboren. Da es für Sartre keine Ewigkeit gibt, heißt nun das Credo des Existentialismus: Absurdität. Roquentin stellt also fest: Alle ist absurd. So erklärt er sich nun auch seinen Ekel. Dadurch wird er aber auch frei, die Freiheit, die er gewinnt, hat aber etwas von Tod.

Sartres Ekel ist der Bedeutendste existentialistische Roman der Weltliteratur. Das Credo des Existentialismus heißt Absurdität, eine Absurdität, der Camus, der langjährige Freund und Mitstreiter Sartres, gar ein philosophisches Werk gewidmet hat: „Der Mythos von Sisyphos“. Es gibt keinen Gott, kein Leben nach dem Tod und keine Ewigkeit, so Camus. Daher ist das Leben Absurd, da es grundsätzlich sinnlos ist. Der Existentialismus ist sich dieser Absurdität voll und bewusst. Aber Camus etwa lässt noch eine Hintertür offen. Das Leben verliert seine Absurdität, wenn wir den „Camusschen Sprung in die Ewigkeit“ wagen und sozusagen durch die Pforte des Todes schreiten. Camus selber war dazu noch nicht bereit, mit allen Konsequenzen, die das für ihn hatte. Er war sich jedenfalls der Absurdität seines Lebens voll und bewusst. Mangelnde Konsequenz kann man dem Existentialismus jedenfalls nicht vorwerfen. Wagen wir einfach den Camusschen Sprung in die Ewigkeit und legen den ach so absurden Existentialismus, der nur ein absurder Nihilismus ist als ein schlechter Emanzipationsversuch, endlich ad acta. Unsere Freiheit wird eine ungleich größere sein.

„Simple Storys“ von Ingo Schulze

Ingo Schulze hat das Unmögliche möglich gemacht, er schrieb den deutschen Roman zur Wiedervereinigung, ein echter Glücksfall für die Literatur.

Erzählt werden genau 29 kleine Geschichten, Episoden ganz unterschiedlicher Personen. Diese Geschichten spielen zumeist in der ostdeutschen Provinz, irgendwo zwischen Dresden und Plauen. Dabei wechselt Schulze immer wieder die Erzählperspektive; mal lässt er die Hauptdarsteller sprechen, und ein andermal erzählt Schulze aus seiner eigenen Perspektive, wie ein scheinbar unbeteiligter.

Die einzelnen Geschichten scheinen zunächst vollkommen beziehungslos und unverbunden neben einander zu stehen. Dies könnte als eine Parabel auf die auseinanderfallenden Beziehungen brüchiger Biographien der ehemaligen DDR-Bewohner verstanden werden. Doch im Laufe der Lektüre zeigt sich, dass Schulze die einzelnen Handlungsstränge wie Seidenfäden wieder aufnimmt, zusammenführt und miteinander verbindet, so dass es durchaus gerechtfertigt ist, hier nicht nur von einem Erzählwerk zu sprechen, sondern tatsächlich von einem Roman.

Ingo Schulze zeichnet seine Hauptdarsteller sehr präzise, die Geschichten sind voller Humor und Gefühl und glücklicherweise ganz ohne jedes Pathos. Ja, der stellenweise beinahe kafkaeske absurde Witz ist sogar außergewöhnlich fein und zurückhaltend, etwas, das ich in ähnlicher Form nur noch bei Siegfried Lenz kennengelernt habe. Schulzes Humor rekrutiert sich einfach aus der fast erschreckenden Bescheidenheit und der notorischen Unerfahrenheit

der Ehemaligen DDR-Bewohner. Ein kurzes Beispiel aus dem ersten Kapitel, dem vielleicht besten, möge dies belegen:

„Mich ärgerte, wie Ernst mit mir umging, sein Gezerre, ich wollte ein paar Schritte von ihm weg, als er mich am Arm packt: „Dem passiert nichts!“ zischt er. „Das ist Zeus. Komm!“ „Nein!“ entfuhr es mir. Diesen Namen hatte ich vor zehn, fünfzehn Jahren zum letzten Mal gehört. „Der Zeus?“ Gabriele drehte sich um. „Heißt er so, Zeus?“ Auf einmal sahen uns alle an. „Heißt er Zeus?“ „Der fällt da nicht runter“ sagt Ernst. „Zeus?“ fragte jemand laut. Und schon riefen alle: „Zeus, Zeus“, als sei endlich das Stichwort gefallen, ...“

Die einzelnen Kapitel des Romans sind mit kurzen Inhaltsangaben versehen. Diese Tatsache lässt uns an die alten Novellensammlungen denken. Auch andere Dadurch wird ebenfalls deutlich gemacht, dass die einzelnen Episoden in einen höheren und übergeordneten Handlungszusammenhang eingebettet sind. Dieser Zusammenhang ist in Schulzes Roman die Folie der deutschen Wiedervereinigung.

Ingo Schulze war für mich eine wirkliche Entdeckung, hatte ich mir die Lektüre doch jahrelang nur vorgenommen, nachdem Schulze die Feuerprobe im Literarischen Quartett bestanden hatte. Die Lektüre wirkt auch heute noch so frisch, wie am ersten Tag und man kann sich gewisser nostalgischer Gefühle kaum erwehren.

„Das Parfum – Die Geschichte eines Mörders“ von Patrick Süskind

Der Roman erschien 1985. Er erzählt die Geschichte von Jean-Baptiste Grenouille, einer der „genialsten und abscheulichsten Gestalten dieser an genialen und abscheulichen Gestalten nicht armen Epoche.“ Geboren wurde er 1738 im stinkenden Paris. Seine Mutter kommt als Kindsmörderin aufs Schafott. Die Gerüche der Menschen und der Stadt sind Grenouilles ständiger Begleiter. Er stellt zwei Eigenschaften an sich fest: Er riecht selber nicht, und er hat einen schier absoluten Geruchssinn. Mit 15 verübt er seinen ersten Mord an einem jungen Mädchen, nur um sich ihren Duft ganz einzuverleiben. Grenouille tritt bei einem der berühmten Parfumeure in die Lehre, um zu lernen, wie man Düfte konserviert, um sie dann zu besitzen.

Nach der Ausbildung wandert er nach Grasse, dem damaligen Zentrum des Parfums. Er kreiert nun Menschendüfte und verübt 25 Frauenmorde, um ihre Gerüche nachzumachen. Sein Ziel ist es, einen Menschenduft zu kreieren, durch den sich die Menschen unsterblich in ihn verlieben. Grenouille wird zum Tode verurteilt, nachdem er gefasst wurde, entkommt aber, da er die Menge in eine Massenpsychose treibt. Er ist nun der mächtigste Mensch weit und breit, nachdem er den einen unsterblichen Menschenduft gefunden hat, doch wird er von Dieben, Mördern und Huren in einem einzigartigen Opfergang getötet. Sie hatten ihn sozusagen „zum Fressen gern“.

Der Roman war nach „Der Name der Rose“ von Umberto Eco der erfolgreichste Roman der 80er Jahre. Süskind, der zusammen mit Helmut Dietl Drehbücher schreibt (zuletzt „Rossini“) feierte mit seinem Theaterstück „Der Kontrabass“ ebenfalls große Erfolge.

Der Roman ist nicht nur ein Krimi, sondern auch ein Stück Sitten- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Seine Sprache ist von einem wunderbar weichen Duktus, oftmals so flüchtig, wie die exakt beschriebenen Gerüche und Düfte selber. Alle Sinne des Lesers werden angesprochen. Das Buch ist nicht nur ein großer Lesespaß, sondern vielleicht auch so etwas, wie der Prototyp eines guten Romans. Patrick Süskind gehört sicherlich zu den herausragenden Schriftstellern unserer Zeit.

„Erklärt Pereira“ von Antonio Tabucchi

Tabucchi ist Italiener, lebt aber in Portugal und ist dort Professor für portugiesische Sprache und Literatur. Sein Roman „Erklärt Pereira“ spielt daher natürlich auch in Portugal, Tabucchis Wahlheimat, und zwar im Jahre 1938 während des Spanischen Bürgerkrieges und dem Salazar-Regime.

Pereira, der die Geschichte im Nachhinein einem Dritten erzählt, sich dabei „erklärt“ (daher der Titel), ist nicht selber Ich-Erzähler, was eine ganz interessante Erzählform darstellt, die es meines Wissens so noch nicht gegeben hat. Pereira ist Redakteur des Kulturteils der Zeitung Lisboa.

Er lernt den jungen Monteiro Rossi und dessen Freundin kennen, und macht Rossi zum Praktikanten in seiner Redaktion. Dieser soll ihm Nachrufe auf verstorbene Schriftsteller schreiben, da er über den Tod promoviert hat. Doch Rossi schreibt nur politische Essays, die Pereira nicht drucken kann. Pereira ist eigentlich ein sehr angepasster Mensch und wenig kritisch dem Zeitgeschehen gegenüber. Er registriert nicht einmal die Diktatur im eigenen Land. Alles, wofür sich der Einzelgänger Pereira interessiert, ist die Literatur, vor allem die französische des 19. Jahrhunderts.

Rossi zieht zeitweilig in den spanischen Bürgerkrieg. Pereira fängt an, an sich selber zu zweifeln. Auslöser ist die Übersetzung einer Erzählung von Balzac, die über die Reue handelt. Pereira, so erklärt er, sei dann wegen eines Herzleidens zur Kur gefahren und habe Dr. Cardoso in der Klinik für Thalassotherapie kennengelernt, erklärt Pereira. Dieser öffnet Pereira auf der Grundlage einer neuen französischen Theorie über die Seele die Augen. Dr. Cardoso meint, Pereira bereue nur sein altes Leben, ein neues Ich wolle sich an die Spitze seiner Seelenkonstitution stellen.

Als Pereira wieder in Lissabon ist, taucht überraschend Rossi auf, dem Pereira Unterschlupf gewährt. Doch der Friede währt nicht lang. Drei Männer, die sich als Geheimpolizei ausgeben, dringen in die Wohnung ein und töten Rossi.

Für Pereira bricht eine Welt zusammen. Er schreibt einen mitreißenden politischen Nachruf auf den Journalisten Rossi und drückt dessen Freundin sein Mitleid aus. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, dann Pereira sorgt dafür, dass der Artikel tatsächlich erscheint, flieht er nach Paris.

„Erklärt Pereira“ ist ein wahres Meisterwerk eines der wohl besten zeitgenössischen italienischen Schriftsteller. Seine Sprache ist nüchtern, rhythmisch und von einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Schwerelosigkeit. Stellenweise erinnert der Stil an den Spanier Javier Marías, dem er nicht viel nachsteht. Tabucchi singt das hohe Lied auf die Zivilcourage, eine glänzende Parabel, auch dann die Stirn zu bieten, wenn einem der Wind kräftig ins Gesicht weht. Der Roman ist ein höchst moralisches Werk, allerdings ohne zu moralisieren. Tabucchi bekennt sich zur politischen Literatur. Ich habe Tabucchi sehr schätzen gelernt, und nicht umsonst stand „Erklärt Pereira“ in Italien fast ein ganzes Jahr auf der Bestsellerliste. Der Roman sollte auch bei uns und anderswo wieder gelesen werden.

„Schachnovelle“ von Stefan Zweig

Die Geschichte spielt auf einem Luxusliner auf dem Weg von New York nach Buenos Aires. Ein mäßig begabter Schachspieler, der Ich-Erzähler, berichtet von seiner Begegnung mit dem Schachweltmeister Mirco Czentovic, den ein selbstgefälliger Millionär auf dem Schiff zu einer Simultanpartie herausfordert, natürlich gegen Gage. Der primitive Czentovic beherrscht die kalte Logik des königlichen Spiels wie im Schlaf, er agiert wie ein halb analphabetischer Roboter. Ein fremder Herr, der österreichische Emigrant Dr. B. rettet durch sein mutiges Eingreifen die völlig zerfahrene Partie und erkämpft immerhin ein schmeichelhaftes Remis. Der Ich-Erzähler beginnt sich für den seltsamen Dr. B zu interessieren. Dieser war als Vermögensverwalter von der Gestapo verhaftet worden und wurde in einem Hotelzimmer gefangen-

gehalten. Dort war er hermetisch von der Außenwelt abgeschnitten. Er entwendet einem Gestapo-Offizier bei einem Verhör eine kleine Sammlung mit 150 Schachpartien, die er nun nachzuspielen beginnt. Irgendwann spielt er blind, denkt sich neue Partien aus, ja, er spielt sogar gegen sich selber. Ein Paradox, durch dessen Ablenkung er aber die Kraft für die täglichen Verhöre gewinnt und sich seine geistige Stärke bewahren kann. Doch er verfällt der Schizophrenie und bekommt ein Nervenfieber, wodurch er vorzeitig entlassen wird.

Zum ersten Mal nach der Haft spielt nun Dr. B. auf einem richtigen Brett gegen den genialen Czentovic, den ihn nun seinerseits herausgefordert hat. Dr. B. ist nur neugierig, ob das, was er in der Zelle erlebt hat, noch Schach, oder bereits Wahnsinn war. Die erste Partie gewinnt Dr. B. souverän. Gegen seinen Wunsch kommt es zu einer Revanche. Doch Dr. B. verfällt in sein altes Nervenfieber und macht völlig sinnlose Züge. Er gibt die Partie vorzeitig auf, um nun nie wieder zu spielen.

Mit diesem resignierenden Schlussakkord will Stefan Zweig metaphorisch auf die Gefährdung der abendländischen Kultur durch die Praxis der faschistischen Gewaltherrschaft hindeuten. Die Berichte über die Gefangenschaft sind nicht nur Zeugenschaft, sondern auch Anklage.

Die Schachnovelle, der Stefan Zweig selber gewisse Mängel unterstellte, die aber kaum jemand je nachvollziehen konnte, ist nicht nur sein politischstes und zeitkritischstes Werk und ein Kommentar zum Faschismus und Nationalsozialismus, es ist auch sein erfolgreichstes, und das sicher zu Recht. Gerade auch, aber nicht nur, für Schachspieler, ist die Schachnovelle zum Kultbuch Nr. 1 geworden. Zweig nahm sich tragische Weise kurz nach Erscheinen des Werkes das Leben.

Teil 4

Sachbuch - Sozialwissenschaften

„Schwarze Sonne – Entfesselung und Missbrauch der Mythen in Nationalsozialismus und rechter Esoterik“ von Rüdiger Sünner

Das Buch „Schwarze Sonne“ ist ein hervorragend recherchierter Bericht über den Missbrauch der Mythen im Nationalsozialismus, zur Festigung der Rassenideologie, wie es seines Gleichen sucht. Dabei ist erstaunlich, wie dicht sich die Nazis oft an der eigentlichen esoterischen Wahrheit entlanghangeln. So wird der paradisiische Ursprung der Arier (Germanen) in der alten Atlantis (Nordatlantik) gesehen. Dabei wird eben aus ideologischen Gründen übersehen, dass die Arier eigentlich nur eine indische Priesterkaste sind. Die Nazis meinten, die indogermanischen Kulturen gingen vom „nordischen Menschen“ aus. Doch dann fällt die von Himmler (zweiter Mann im Staat) gegründete SS-Stiftung „Ahnenerbe“, die alte Mythen zu ideologischen Missbrauchszwecken sammelt, und die überraschender Weise viel wichtiger ist, als die damalige Thule-Gesellschaft eines Sebottendorf, auf den Hyperboreismus einer Helena Blavatsky herein. Der paradisiische Ursprung der „nordischen Menschen“ wird nun in der Polarregion gesucht, obwohl esoterisch gesehen, nicht die Hyperborea, sondern Lemurien die Wiege der Menschheit ist. Selbst Hitler war Anhänger der hyperboreischen Welteistheorie, die damals für viel Aufsehen sorgte.

Bezogen auf den heiligen Gral stellt der Nationalsozialismus nur eine Nebenströmung dar. Die Gralslegende ist zwar von Rahn erforscht worden, der unter ungeklärten Umständen ums Leben kam, aber von den Nazis ist sie nie wirklich aufgegriffen worden. Man identifizierte sich lieber mit den Albigensern, den Ketzern, um sich gegenüber der katholischen Kirche und dem Christentum ein Märtyrerimage zu geben. Schließlich hätten, so die Nazis, die Christen die Germanen überrannt, und ihnen den wahren heidnischen Glauben genommen. Vor allem die Thule-Gesellschaft hat sämtliches Material über die Inquisition gesichtet, möglicherweise,

um Druckmittel auch gegen die Kirche in der Hand zu haben. So wurde aus der „germanischen Gralsbefreiung“ nichts, und das, obwohl Hitler den Parzival von Wagner auswendig mitsingen konnte. Nicht auszudenken, wenn es anders gekommen wäre.

Das Symbol der schwarzen Sonne, ein Relief in der Wewelsburg, die Himmler am 24. Juli 1938 übernimmt, ist eigentlich ein Bild aus der Offenbarung des Johannes. Im Original heißt es: Schwarze Sonne, roter Mond. Es handelt sich dabei um ein christliches Einweihungsmysterium. Auf der Wewelsburg, die später auch als Weihestätte in Gebrauch war, wurde die schwarze Sonne mit der SS-Rune in Verbindung gebracht, der Sonnenrune. Daher stammt auch Himmlers SS-Symbolik. Überhaupt hat es in der Geschichte zuvor nie so viel Sonnenkult und Feuerzauber gegeben, wie im Nationalsozialismus. Die schwarze Sonne ist heute immer noch ein Symbol für die rechte Szene, genau wie „Thors Hammer“ (Thor ist der Donnergott).

Der zweite Teil des Buches recherchiert sehr genau die Vorgänge rechter Bewegungen nach 45 bis heute, einschließlich des Neuheidentums.

Wie ich schon sagte, Sünners Buch ist ein erstaunliches und durchaus annehmbar recherchiertes Buch auf extrem schwierigem Feld. Aber es ist kein Beitrag zur Analyse. Und hier muss eine grundsätzliche Kritik ansetzen. Süner sagt uns zwar, „wie es war, nicht aber, „warum“ es so war. Trotzdem geht Süner sehr sensibel mit dem ihm zur Verfügung stehenden Material um. „Schwarze Sonne“ ist ein Werk, dem man mehr Leser wünschen möchte, vor allem auch aus dem Historikerbereich, der sich um solcherlei Dinge kaum je gekümmert hat.

Die Krise des globalen Kapitalismus“ von George Soros

Leider muss ich gestehen, dass mir bis zur Lektüre dieses unglaublichen Buches George Soros gänzlich unbekannt war, da ich mich normalerweise nicht für die internationale Finanzwelt interessiere. George Soros ist Ungar, wurde während des 3. Reiches verfolgt, überlebte nur dank falscher Papiere, und ging nach dem Krieg zuerst nach London, wo es ihm nicht gefiel. Später, in New York angekommen, gründete er ein Finanzimperium. Soros ist heute zwar nicht der größte, aber vielleicht der einflussreichste Finanzmogul der Welt. Er nennt sich selber seit kurzem einen Philanthropen (Menschenfreund) und seine gesamten Erträge fließen in etwa zwei Dutzend internationale Stiftungen, deren Ziel es ist, offen, demokratische Gesellschaften zu fördern. Nach Erscheinen seines Buches erklärte das amerikanische Außenministerium: Wir versuchen unsere Politik mit Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Soros abzustimmen.“ (Stobe Talbott)

In dem Buch wollte Soros ursprünglich seine Philosophie und seine Wirtschaftsstrategie darstellen. Doch es kam die Asienkrise dazwischen, die Soros als einer der ganz wenigen exakt vorausgesehen hat. So bekam das Buch einen zweiten Teil. Der erste Teil enthält nun also seine philosophischen Begriffe und seine alles umfassende Logik, der zweite Teil zeichnet ein Panorama der weltweit agierenden kapitalistischen Finanzsysteme. Die Asienkrise und im Zuge dessen die Russlandkrise Ende der 90er Jahre werden als Echtzeitexperiment für seine Philosophie dargestellt, die seine Theorien auch praktisch bestätigen sollen.

Der erste Teil des Buches

Für Soros Philosophie sind drei Begriffe von zentraler Bedeutung: Reflexivität, Fehlbarkeit und offene Gesellschaft.

Was meint Soros mit Reflexivität? Es gibt naturwissenschaftliche Aussagen über die Zukunft, die völlig unabhängig von unserem Denken sind. Soros nennt sie kognitiv oder passiv. Aussagen über die Zukunft können nun aber auch reflexiv werden, wenn unser Denken selber an der Realität beteiligt ist. Da wir denkende Wesen sind, gestalten wir selber die Zukunft in der Soziologie, der Wirtschaft und der Geschichte mit. Wir sind selber ein Teil des Realitätssystems, über das etwas ausgesagt wird. Daher sind Aussagen darüber auch reflexiv und wirken auf uns zurück. Unser Denken ist dann aktiv und partizipierend. Dies gilt z.B. in vollem Um-

fang für die Finanzsysteme, wie Soros sie im zweiten Teil des Buches darstellt. Wir erkennen unschwer, dass hier der Positivismusstreit der 60er Jahre eine ganz neue Wendung erfährt. Gesellschaftswissenschaften werden nun zu normativen Wissenschaften, die nicht nur erklären, was ist, sondern auch Zukunft antizipieren.

Und nun zum zweiten Begriff, der Fehlbarkeit. Es gibt eine Fehlbarkeit im engeren Sinne in einem weiteren Sinne. Im weiteren Sinne meint Fehlbarkeit, dass unsere Theorien nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen müssen, z.B. wenn Reflexivität vorliegt. Im engeren Sinne meint Fehlbarkeit die Persönliche Fehlbarkeit. Für Soros ist dieses eine ganz zentrale Größe. Ohne sie würde er, so sagt er, sich und seine Theorien nicht mehr verbessern können. Der Schaden wäre für ihn unabsehbar gewesen. Theorien müssen also immer wieder überprüft und gegebenenfalls verbessert werden.

Der dritte Begriff ist der der offenen Gesellschaft. Diesen Begriff hat Soros von dem Philosophen und Wissenschaftskritiker Karl Popper, dem er sich verbunden fühlt, übernommen und weiterentwickelt. Zunächst stellt er der offenen Gesellschaft die geschlossenen und totalitären Gesellschaften gegenüber, wie dies auch Popper tut. Der offenen Gesellschaft liegt nun das Prinzip der Fehlbarkeit zugrunde. Die eigene Position muss immer wieder an der Realität überprüft und korrigiert werden.

Es gibt grundsätzlich zwei Arten gesellschaftlicher Werte, so Soros: Die Marktwerte (wirtschaftliches Gleichgewicht) und die sozialen Werte der Gesellschaft im Nicht-Markt-Bereich. Soros geht nun über diese Beschreibung Poppers hinaus, wobei für Soros die offene Gesellschaft mit einem Marktbereich und einem Nicht-Markt-Bereich, die beide getrennt sein müssen, das Ideal ist. So fordert er z.B. neben dem kapitalistischen Weltfinanzsystem eine Weltgesellschaft.

Die Erfahrung nach 1989 zeigt, dass der Zusammenbruch der geschlossenen, totalitären Systeme nicht automatisch zu offenen, demokratischen Gesellschaften relativen Gleichgewichts führen. Diese Systeme haben ihre Autorität verloren. Die Marktwerte erhielten fast vollständig Einzug in die Nicht-Markt-Bereiche. Es entstand ein System dynamischen Ungleichgewichts. So entstanden teilweise vollständige Tauschgesellschaften, wo die Marktmechanismen alle Lebensbereiche beherrschen, die aber in sich völlig labil sind. Soros behauptet sogar, dass sich der Kapitalismus selber zu so einem System labilen Ungleichgewichtes entwickelt habe, was seinen eigenen Verfall nur beschleunigt. Die offene Gesellschaft relativen Gleichgewichts ist also von zwei Seiten in Gefahr: Seitens der geschlossenen Gesellschaften und seitens der Systeme dynamischen Ungleichgewichtes, der reinen Tauschwirtschaft. Sowohl der Kommunismus, als auch der Marktfundamentalismus als materialistische bürgerlich-kapitalistische Ideologie sind eine Bedrohung für die offenen Gesellschaften.

Der zweite Teil des Buches

In diesem Teil des Buches wird ein Szenario der gegenwärtigen weltweiten Finanzsysteme gezeichnet. Dies geschieht in wahrer Wild-West-Manier. Es wird aus allen Rohren geschossen. Die Asienkrise, die Soros wie schon erwähnt als einer der ganz wenigen genau vorausgesehen hat, und in dessen Vollzug die Russlandkrise, werden als Echtzeitexperiment zur Bestätigung seiner Theorien dargestellt. Dabei liegen der Darstellung drei Theorien zugrunde:

1. Zentrum und Peripherie

Dies besagt, dass es ein Zentrum (etwa die G7-Staaten) und eine Peripherie gibt. Soros beschreibt nun die Liquiditäten und Geldflüsse vom Zentrum zur Peripherie und umgekehrt und er ist so in der Lage, erste Prognosen zu wagen.

2. Die Boom-Bust-Theorie

Dies ist eine von Soros wie ein alchemistisches System entwickelte Wirtschaftstheorie, mit der er Krisen frühzeitig vorausberechnen kann (u.a. den Sturz der Sowjetunion)

3. Dynamisches Ungleichgewicht

Die bürgerlich-kapitalistische Ideologie behauptet das natürliche Gleichgewicht der Märkte und Finanzsysteme. Daher die einhellige Forderung: „Deregulierung der Finanzmärkte“.

Soros ist nun vom genauen Gegenteil überzeugt. Die Finanzmärkte streben zu einem dynamischen Ungleichgewicht und lösen dereguliert nur immer neue Krisen aus. Sie müssen daher künstlich ins Gleichgewicht gebracht und somit reguliert werden.

Zwei Lösungen bietet Soros der Welt an: Die Regulierung der Finanzsysteme durch unabhängige internationale Finanzorganisationen und soziale Werte, die die offene, demokratische Gesellschaft zum Ziel haben. Es ist nun aber klar, dass Soros grundsätzlich innerhalb des kapitalistischen Systems bleibt und die Probleme innerhalb des Systems lösen will, denn natürlich ist Soros kein Sozialist. Vielleicht ist das aber auch gar nicht das entscheidende Problem. Trotz einer grundsätzlichen Divergenz in den Grundsatzfragen, ist Soros Buch ein ausgesprochen Spannend zu lesendes und sehr empfehlenswertes Buch von ungewöhnlicher Erkenntniskraft eines Menschen, der den Kapitalismus wie kaum ein anderer verstanden hat. Auch Soros wendet sich letztendlich gegen das reine Profitstreben als Motor der Wirtschaft, das nur durch die heilige Kuh der Marktgesetze aufrechtzuerhalten ist. Diese sich globalisierenden Finanzmärkte will Soros bändigen. Wollen wir einmal hoffen, dass ihm das noch vor der nächsten Krise gelingt und drücken wir ihm die Daumen, die Welt wäre eine sehr viel friedlichere.

5. Teil

Sachbuch- Philosophie

„Wendezeit – Bausteine für ein neues Weltbild“ von Fritjof Capra

Mit diesem Buch ist Fritjof Capra zu so etwas geworden, wie der Guru des „New Age“ in Kalifornien und auch anderswo. Das Buch ist eine fundierte Wissenschafts- und Systemkritik, und es entwickelt eine ganz eigene Systemtheorie. Zentrales Thema ist die These, dass heute das alte Paradigma einer kartesisch-mechanistischen Weltanschauung durch das neue Paradigma lebender Systeme ersetzt werden müsse. Das Buch ist glänzend strukturiert, es ist in vier Teile untergliedert und enthält 12 Kapitel.

Im ersten Teil setzt Capra die heutige Welt in Beziehung zum Yin und Yang-Prinzip. Er stellt fest, dass unsere Kultur fast ausschließlich durch das männlich-patriarchalische Yang-Prinzip bestimmt ist. Das Yin-Prinzip tritt weitestgehend in den Hintergrund. Capra stellt fest, dass wir heute in einer Zeit des Übergangs leben, in dem sich ein grundlegender Paradigmenwechsel andeuten würde. Drei grundsätzliche Wandlungen würden sich heute vollziehen:

1. Die Wandlung des Patriarchats
2. Das Ende der Rohstoffe und fossilen Brennstoffe
3. Die Wandlung der kulturellen Werte (Paradigmenwechsel)

Im zweiten Teil des Buches entwickelt Capra das alte und das neue Paradigma anhand der Entwicklung der Naturwissenschaften, speziell der Physik. Capra ist ja selber Quantenphysiker und ein Schüler Heisenbergs. Das alte Paradigma, das unsere Kultur etwa 300 bis 400 Jahre bestimmt hat, ist das alte kartesisch-mechanistische Weltbild. Es handelt sich dabei um ein ausgesprochen reduktionistisches Weltbild. Dieses hatte seinen Ausgang eben bei Cartesius (Descartes), der sich den Menschen und jeden Organismus wie eine Maschine vorstellte. Doch das wird eben den eigentlichen Problemen nicht gerecht. Descartes postulierte zwei Substanzen: Die res cogitans (die denkende Substanz) und die res extensa (die ausgedehnte Substanz). Somit postuliert er eine Trennung von Geist und Materie. Geisteswissenschaft und Religion können sich durchaus weiterhin mit dem Geist beschäftigen, die Naturwissenschaft habe aber ausschließlich auf die res extensa zu schauen.

Dies ändert sich erst mit der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik, die die gesamte Mechanik abgelöst und letztendlich überwunden hat. Daher setzt auch Capra zunächst auf dieses Pferd, obwohl er meines Erachtens die neue Physik entschieden überbewertet. Auch die neue Physik ist „nur“ Physik und schaut lediglich auf die res extensia. Sie ist genau so mechanistisch, wie die Newtonsche Mechanik, nur in etwas komplexerer Form.

Im dritten Teil des Buches beschreibt Capra die verheerende Wirkung, die das von ihm so sehr abgelehnte reduktionistische, kartesisch-mechanistische Paradigma von der Maschine auf die unterschiedlichen Wissenschaften ausgeübt hat. Er untersucht die Biologie, die biomedizinischen Methoden, die Psychologie und Wirtschaftswissenschaften. Es entsteht ein geradezu erschütterndes Bild unserer wissenschaftlichen Kultur. Leider sieht Capra die Dinge hier reichlich überspannt. Das reine kartesische Weltbild hat sich schließlich nie durchsetzen können, und wird auch von der heutigen Wissenschaft entschieden abgelehnt. Anders verhält es sich mit dem mechanistischen Weltbild. Dieses hat eben auch große Erfolge gefeiert und exakte Wissenschaft erst ermöglicht und begründet.

Im vierten Teil des Buches entwickelt Capra dann ein neues Paradigma, das Systembild des Lebens, wie er es selber nennt, glücklicherweise diesmal ohne in der neuen Physik zu urständen. Capra weiß, dass lebende Organismen anders beschrieben werden müssen, als tote Materie, nämlich ganzheitlich. Er stellt fest, dass lebende Systeme offene und selbstorganisierte Organismen sind. So entsteht ein neues, und wie Capra richtig feststellt, organisches, ganzheitliches und ökologisches Paradigma, das nun exemplarisch an der Medizin, der Psychologie und der Wirtschaftswissenschaften dargestellt wird. Im Schlusskapitel entwickelt Capra dann ein gesellschaftliches Panorama eines zukünftigen Solarzeitalters.

Ich möchte einmal feststellen, dass das alte mechanistische Paradigma nicht gänzlich durch ein neues Paradigma lebender Systeme ersetzt werden kann, denn die tote anorganische Materie lässt sich eben nur mechanistisch beschreiben. Was wir aber tun können, ist dem alten mechanistischen Paradigma (das im Gegenteil eher noch eine Renaissance erfahren muss) das neue Paradigma gleichberechtigt da an die Seite zu stellen, wo dies angebracht ist. So sprechen wir als Anthroposophen beispielsweise von der Gesellschaft, dem sozialen Ganzen, als vom sozialen Organismus. Das neue Paradigma lebender System ist also etwa in der Anthroposophie längst angekommen. Nur darf man nicht den Fehler machen, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und die gesamte Mechanik über Bord zu werfen. Ohne sie geht es eben auch nicht.

Capras Werk ist aber dennoch in vielerlei Hinsicht richtungsweisend für die heutige Zeit, und ein wichtiger Beitrag zur Wissenschaftskritik.

„Das Vater Unser“ von Cieszkowski

Das philosophische Hauptwerk „Das Vater Unser“ von Cieszkowski besteht aus drei Bänden und ist als religiöses Bekenntnis sozusagen das Gegenstück zum „Kapital“ von Karl Marx. Der Slawe Cieszkowski ist Hegelianer, geht aber auch auf Lessing zurück. Er ist inbrünstig bekennender Christ und kann als ein wirklicher Vorläufer von Rudolf Steiner und seine soziale Dreigliederung angesehen werden.

Hier nun einige Begriffe aus seinem religiösen Bekenntnis. Cieszkowski vertritt wie nur wenige (z.B. Feuerbach) die Trichotomie des Menschen, also den dreigliedrigen Menschen, bestehend aus Körper, Geist und Seele. Er glaubt an ein ewiges Leben und an Reinkarnation (Wiedergeburt). Diesen Glauben hat er sogar zu beweisen versucht, was natürlich nicht geht. Er glaubt an einen Weltenorganismus von diesseitigen und jenseitigen Weltzusammenhängen und ist davon überzeugt, dass die ganze Menschheit bzw. seine Geschichte ein dreigliedriger Organismus ist. Diese Dreigliedrigkeit bezieht sich aber, anders als bei Rudolf Steiner, auf den Geschichtsverlauf selber. Cieszkowski unterscheidet die Antike bis zum Erscheinen des Christus (1. Weltentag), dann das Mittelalter (2. Weltentag) und veranschlagt für die Zukunft

die Erfüllung des Christentums durch die slawischen Völker (3. Weltentag). Diese drei Zeitalter sind insgesamt das zentrale Thema des Werkes, wie auch schon in dem Bändchen „Prolegomena zur Histosophie“. Wir kennen diese Geschichtsauffassung bereits als Drei-Stadien-Gesetz aus dem Mittelalter, etwa bei Joachim von Fiore. Hegel hat mit dieser Theorie wenigstens kokettiert. Ich selber bin allerdings der Auffassung, dass es sich genau genommen um ein Vier-Stadien-Gesetz handelt, getrennt durch drei Ereignisse. Nicht die drei (vier) Stadien entsprechen dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist, sondern die drei sie trennenden Ereignisse in der Geschichte. Sie entsprechen Geburt, Tod und Auferstehung des Christentums. Nach Cieszkowski wird der dritte Weltentag die Zeit der Tat sein, die Zeit der Synthese aus Natur und Geist.

„Zum Eckstein dieser dritten Welt wird also die Tat, das freie Werk des Geistes, das Gesetz des Willens und der Freiheit, wie der Eckstein der zweiten Welt der innere Gedanke, der Glaube, das Gesetz des Glaubens, wie der Eckstein der ersten Welt das äußere Sein, die angeborene Sinnlichkeit, das Gesetz der Natur war.“

Es liegt hier durchaus ein dialektisches Verhältnis vor, das in seiner Histosophie genauer ausgearbeitet ist. Natur und Geist führen zur Synthese der Tat. Auch in diesem Sinne ist Cieszkowski eindeutig Hegelianer. Ihm geht es bei allem nicht um eine Revolution, denn Revolution ist immer Zerstörung. Es geht ihm um Aufbau und Wiederherstellung göttlicher Harmonie, um Evolution. Die drei tragenden Prinzipien sind auch bei Cieszkowski Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die allerdings noch nicht in einen funktionalen Zusammenhang gebracht werden. Wie stellt sich Cieszkowski das Reich Gottes vor? Hierzu macht er nur ganz wenige konkrete Aussagen. So sagt er, genau wie Steiner, dass die gesellschaftlichen Systeme entflochten werden müssen. Er stellt den Altruismus über den herrschenden Egoismus und erwartet ein assoziatives Zusammenspiel der gesellschaftlichen Institutionen und Unternehmen. Es geht ihm, wie gesagt, nicht um revolutionäre Zerstörung, sondern um Aufbau geeigneter Formen. Die Gesellschaft soll unter das Primat des Geisteslebens gestellt werden. Erziehung geht ihm über Bildung und Verbildung. Viele dieser Ideen sind später von Rudolf Steiner, dem Begründer der Anthroposophie aufgegriffen und konkret ausgestaltet worden.

Erstaunlich und geradezu mitreißend an Cieszkowskis lange vergessenem Hauptwerk „Das Vater Unser“, das teilweise ein Fragment geblieben ist, ist seine tief empfundene religiöse Hingabe und Inbrunst. Trotz seiner religiösen Motivation hat er es nicht gewagt, sein Werk schon zu Lebzeiten zu veröffentlichen, nur um nicht in Konflikt mit der herrschenden Meinung und der Kirche zu geraten. Hätte Cieszkowski nur wenig später gelebt, er wäre sicherlich ein glühender Anhänger der Anthroposophie geworden, denn er stand mit seiner ganzen Seele unmittelbar vor den Toren der Theosophie.

„Meditationen über die Grundlagen der Philosophie“ von Rene Descartes

Descartes wurde 1596 in Frankreich geboren. Er wurde von dem Jesuiten La Feche erzogen. Nach weiten Reisen ließ er sich zunächst in Paris, später in Holland nieder. Er starb 1650 am Hofe der Königin Christine von Schweden unter tragischen Umständen. Descartes gilt als der Ahnherr der neuzeitlichen Philosophie. Er wollte diese auf eine unerschütterliche feste Grundlage stellen. So suchte er den archimedischen Punkt, den Ansatz, um zu unumstößlich letzten Wahrheiten als Ausgangspunkt für seine Philosophie zu kommen.

Descartes geht dabei aus von einem radikalen Zweifel. Alles, was ihm gewiss ist, ist, dass ihm nichts gewiss ist. Alles könnte schließlich eine Täuschung sein. Doch wo können wir einen festen Punkt finden? Antwort: Im Denken selber. Wenn uns auch nichts gewiss ist, so ist es dich die Tatsache, dass wir denken.

„Hier treffe ich se; das Denken ist; dies allein kann von mit nicht abgetrennt werden; es ist sicher, ich bin, ich bestehe. - Wie lange aber? Offenbar so lange, wie ich denke, denn es könn-

te vielleicht kommen, dass, wenn ich mit dem Denken ganz endigte, ich sofort zu sein ganz aufhörte ... Ich bin ganz genau nur ein denkendes Ding, d.h. eine Seele oder ein Geist oder ein Verstand oder eine Vernunft, Worte von einer mir früher unbekanntem Bedeutung; ...“

Ich habe hier bewusst etwas länger zitiert. Von einem „cogito ergo sum“ ist in diesem Hauptwerk noch gar nicht die Rede. Das „cogito ergo sum“ taucht erst in weiteren Schriften über die Grundlegung der Philosophie auf.

Und nun noch zu einem ganz anderen Zusammenhang. Descartes spricht fast nur von Seele. Im obigen Zitat taucht überhaupt erst das zweite Mal der Begriff „Geist“ auf. Descartes macht einen äußerst sparsamen Gebrauch dieser Begriffe. Er wollte sich nicht in Widerspruch mit der katholischen Kirche bringen, für die die Dichotomie des Menschen maßgeblich war. Descartes stand sehr unter dem Eindruck der Verbannung von Galilei 1633. Er schrieb sein Hauptwerk gerade 1637. Ursprünglich wollte Descartes sogar alle seine Werke verbrennen. Es war Zeit seines Lebens vor Verfolgung nicht sicher. Man bezichtigte ihn sogar des Atheismus, und das, obwohl sein Hauptwerk sogar einen Gottesbeweis enthält, und einen wirklich interessanten dazu. Er musste also sehr vorsichtig zu Werke gehen. Descartes soll einmal gesagt haben, man könne nur das tun, was wirklich zeitgemäß sei, alles andere ist dem Untergang geweiht. Da kann man einiges von Descartes lernen. Trotzdem war Descartes wohl nie wirklich ein Anhänger der Trichotomie. Als Mediziner, er hat selber anatomische Studien durchgeführt, hielt er die Zirbeldrüse für das Bindeglied zwischen Geist und Körper, und damit für den Sitz der Seele. Sicher ist nur, dass Descartes ein durchaus dynamischen Begriff von Seele hatte, der den Geist mit enthielt. Eindeutige Stellungnahmen suchen wir bei ihm aber vergeblich. Möglicherweise gelang es ihm nicht, sich über diesen Punkt wirkliche Klarheit zu verschaffen.

Nachdem Descartes also aus dem radikalen Zweifel heraus einen festen Ausgangspunkt im Denken gefunden hatte, untersuchte er weiter, ob es einen Gott gibt und wie dieser nun mit Hilfe des Denkens bewiesen werden kann. Descartes führt uns nun seinen Gottesbeweis vor, womit klar ist: Es gibt einen Gott (Wir wissen natürlich heute, dass Gott weder beweisbar, noch widerlegbar ist). Damit hat Descartes nun einen zweiten Fixpunkt für seine Philosophie. Descartes nimmt nun noch zwei Substanzen an: die *res cogitans* (denkende Substanz) und die *res extensa* (ausgedehnte Substanz). Mit den Grundzügen dieser Philosophie gilt Descartes als der Ahnherr des Rationalismus.

Sprachlich ist Descartes Werk von einer außerordentlichen Meisterschaft. Hier zeigt sich seine gute Ausbildung. Er soll auch exzellente Briefe geschrieben haben. Auch heute noch ist seine Lektüre ein Hochgenuss.

Nicht zu Unrecht ist Descartes, wie schon erwähnt, der Ahnherr der neuzeitlichen Philosophie. In seinem Denken wird klar das aufsteigende Selbstbewusstsein des Menschen zu Beginn der Neuzeit zum Ausdruck gebracht, ein Selbstbewusstsein, das bei Descartes kulminiert und seinen vorläufigen Höhepunkt hat. Ein selbstbewusster Satz, wie das „Ich denke, also bin ich“ ist im Grunde kaum denkbar. Nehmen wir das „cogito ergo sum“ des Descartes als das, was es ist: Der selbstbewusste Ausdruck einer der wichtigsten Philosophen der Geschichte.

„Die Seele des Menschen – Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen“ von Erich Fromm

Der Begriff „Seele“ taucht in dem ganzen Werk höchstens zwei Mal auf. Das ganze Buch ist im Grunde eine völlig seelenlose, psychoanalytisch verbrämte Untersuchung des Phänomens der Gewalt. Die Psychoanalyse à la Fromm ist deshalb seelenlos, weil sie die Triebstruktur für die Seele hält. Entsprechende Untersuchungen machen schon den größten Teil des Werkes aus. Interessant ist, dass sich Fromm im Vergleich mit dem Gegenstück „Die Kunst des Liebens“ von einem Körper-Geist-Dualismus zu einem Körper-Seele-Dualismus wandelt. Dies macht um so deutlicher, dass Fromm keinerlei Begriff von Seele und Geist hat.

Fromm erkennt einfach nicht, dass die Frage des Guten und des Bösen, die von ihm auch gar nicht definiert wird, eine rein philosophisch-ethische, wenn nicht sogar eine religiöse Frage ist. Auch die Erziehungsfrage lässt Fromm gänzlich unberührt.

Im letzten Kapitel geht es dann noch um die Frage der Freiheit und des Determinismus. Dabei entwickelt Fromm ein leider unzureichendes Menschenbild: „Das Wesen des Menschen als Widerspruch und dessen Ausgleich“. (Wie wäre es mit: „Die Geschichte als Widerspruch und Ausgleich“) An der nun folgenden Erörterung über die Frage der Freiheit untersucht er ausgehend von der grundsätzlichen Möglichkeit, sich zu entscheiden, die Frage der Willensfreiheit, und kommt dabei noch zu recht interessanten Überlegungen. Auf Grund des unzureichenden Menschenbildes erklärt er sich dann mit Spinoza, Marx und Freud zum Deterministen. Willensfreiheit bleibt bei Fromm eine Illusion. Mit der Schlussbemerkung, dass sich der Mensch aber trotzdem zwischen Gut und Böse entscheiden könne, gibt Fromm seinem Werk noch so gerade eine annehmbare Schlusswendung. Alles in Allem möchte ich aber feststellen, dass Fromm angesichts des herausfordernden Buchtitels schlicht das Thema verfehlt hat.

„Die Furcht vor der Freiheit“ von Erich Fromm

Das Buch „Die Furcht vor der Freiheit“ von Erich Fromm lässt sich grob in zwei sehr heterogene Teile untergliedern. Im ersten Teil geht es Fromm um den Begriff der Freiheit. Dieser wird zunächst in durchaus ausgezeichneter Weise definiert als positive Verwirklichung des individuellen Selbst (Ich). Im weiteren Verlauf werden dann zwei polare Aspekte der Freiheit herausgearbeitet, positive Freiheit (Freiheit zu) und negative Freiheit (Freiheit von). An diesen beiden Aspekten wird der Prozess der Individuation des Menschen von der Vertreibung aus dem Paradies bis heute entwickelt. Soweit hier beide Aspekte dialektisch verknüpft sind, entfaltet die Darstellung von Erich Fromm sogar einen gewissen Glanz.

Der zweite Teil des Buches, der nun in einem direkten Bezug zum Buchtitel steht, untersucht die Erscheinung des Faschismus und Nationalsozialismus unter dem Gesichtspunkt der Aufgabe und Unterordnung der individuellen Freiheit unter eine Führerautorität. Dabei gerät Fromm als selbsternannter Individualpsychologe in eine gewisse Einseitigkeit. Massenpsychologische Phänomene betrachtet er ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Verlustes der Freiheit mit dem Bezug auf Masochismus und Sadismus, was schon ziemlich weit hergeholt ist. Wir kennen dies bereits von Freud, der gerade auch über perverses Sexualverhalten gearbeitet hat. Nur hat dies nicht das Geringste mit Individualpsychologie zu tun. Adler hat dem Faschismus und Nationalsozialismus ganz im Gegenteil einen knallharten Minderwertigkeitskomplex bescheinigt, einen individuellen bei Hitler und einen kollektiven beim deutschen Volk. Es ist wirklich bedauerlich, dass sich weder Freud noch Adler eingehender mit dem Faschismus auseinandergesetzt haben. Aber die selbstgestrickte „Sexualfaschismustheorie“ von Fromm ist so nicht aufrechtzuerhalten. Schade nur, dass ganze Generationen darauf hereingefallen sind. Wir brauchen wirklich eine Erneuerung des individualpsychologischen Gedankens, gerade auch in Deutschland.

Fromm stellt in weiteren Verlauf ganz richtig fest, dass der Nationalsozialismus 1. ökonomische Ursachen hat (Versailler Vertrag, Inflation, Arbeitslosigkeit), 2. politische Ursachen (Nationalismus, Demokratieprobleme) und 3. psychologische Ursachen (Rassismus und Rassendarwinismus, Verlust der Freiheit und Unterordnung unter die Gruppe). Den individuellen und kollektiven Minderwertigkeitskomplex, der sich dann im totalen Größenwahn bei völligem Realitätsverlust entlud, erkennt Fromm freilich nicht. Daher ist er auch nicht in der Lage, gerade diesen massenpsychologischen Gesichtspunkt einmal herauszuarbeiten. Die Faschismustheorie von Erich Fromm bleibt letztendlich unzureichend und unbefriedigend.

„Archetypen“ von C.G. Jung

C.G. Jung schuf mit dem Modell der „Archetypen“ einen der Grundpfeiler seiner analytischen Psychologie. Es gibt zu diesem Thema keinen zusammenhängenden Text von C.G. Jung, wohl aber eine ganze Reihe von Aufsätzen, die in dem Werk über die Archetypen zusammengefasst sind.

C.G. Jung schreibt in einem seiner Aufsätze einleitend. „Eine gewissermaßen oberflächliche Schicht des Unbewussten ist zweifellos persönlich. Wir nennen es das persönliche Unbewusste. Dieses ruht aber auf einer tieferen Schicht, welche nicht mehr persönlicher Erfahrung und Erwerbung entstammt, sondern angeboren ist. Diese tiefere Schicht ist das sogenannte kollektive Unbewusste. Ich habe den Ausdruck „kollektiv“ gewählt, weil dieses Unbewusste nicht individuell, sondern allgemeiner Natur ist, das heißt, es hat im Gegensatz zu persönlichen Psyche Inhalt und Verhaltensweisen, welche überall und in jedem Individuum cum grano salis die gleichen sind. Es ist, mit anderen Worten, in allen Menschen sich selbst identisch und bildet damit eine in jedermann vorhandene, allgemeine seelische Grundlage überpersönlicher Natur.“

Seelische Existenz wird nur erkannt am Vorhandensein bewusstseinsfähiger Inhalte. Wir können darum nur insofern von einem Unbewussten sprechen, als wir Inhalte desselben nachzuweisen vermögen. Die Inhalte des persönlichen Unbewussten dagegen sind in der Hauptsache die sogenannten gefühlsbetonten Komplexe, welche die persönliche Intimität des seelischen ausmachen. Die Inhalte des kollektiven Unbewussten dagegen sind die sogenannten Archetypen.“

Im weiteren Verlauf widmet sich C.G. Jung dann der Betrachtung der Archetypen, unterscheidet aber lediglich den Mutterarchetypus und den Kindarchetypus. Dies muss uns zweifellos unbefriedigt lassen.

Ich möchte hier einmal eine grundsätzliche Kritik an Jungs Archetypenlehre und seine Lehre des kollektiven Unbewussten anbringen. Jede Gruppe, egal ob Beziehung, Familie, Großgruppe, Volk, Nation oder die ganze Menschheit, hat doch ein kollektives Unterbewusstsein. Es wäre sicherlich auch für C.G. Jung interessant gewesen, hier einmal das Verhältnis von individuellem zu kollektivem Unterbewusstsein auszuloten. Eine solche Arbeit, die auch ein entsprechendes Licht etwa auf gruppendynamische Prozesse und die Frage der Unterordnung des Individuums unter die Gruppe werfen würde, ist ja bis heute nicht geleistet worden. Die Archetypenlehre von C.G. Jung scheint mir da eher hinderlich zu sein. Wer spricht denn heute noch etwa von der Kollektivschuld der Deutschen oder der Menschheit?

Ich bin aber fest davon überzeugt, dass das Thema des kollektiven Unterbewusstseins der einzelnen Gruppe in der Zukunft noch einmal aufgegriffen und endgültig bearbeitet wird. Würde C.G. Jung heute leben, er würde sich sicherlich dieses Themas annehmen.

„Psychologische Typen“ von C.G. Jung

C.G. Jungs Werk über die psychologischen Typen beginnt mit den Worten: „Bei meiner praktischen ärztlichen Arbeit mit nervösen Patienten ist mir schon lange aufgefallen, dass es neben den vielen individuellen Verschiedenheiten der menschlichen Psyche auch typische Unterschiede gibt, uns zwar fielen mir zunächst zwei Typen auf, die ich als „Intraversions-,“ und „Extraversionstypus“ bezeichnete.“

Damit ist eigentlich schon alles gesagt. C.G. Jung unterscheidet also zunächst den introvertierten Typus und den extrovertierten Typus, eine Einteilung, die uns unmittelbar einleuchten muss. Im weiteren Verlauf seines Werkes gibt Jung viele Beispiele für entsprechende Gegensatzpaare, baut dann aber am Ende seines Werkes seine Typenlehre auf recht spekulative Weise aus. Indem er den beiden Grundtypen je vier mögliche Eigenschaften zuordnet, den Denktypus, den Empfindungstypus, den Fühltypus und den Intuitionstypus. So kommt Jung also auf acht Typen.

Bevor ich eine Wertung dieser Lehre vornehme, möchte ich gerne auf die gängigsten Typenlehren in der Esoterik kurz eingehen. Es gibt eine ganze Reihe von Typenlehren, von denen ich die wichtigsten kurz vorstellen möchte:

1. Der introvertierte und der extrovertierte Typus als die beiden Gralsströmungen (2)
2. Die drei Leibestypen, der Kopfmensch, der Herzmensch, und der Bauchmensch (3)
3. Die vier Temperamente, die sich untereinander noch kombinieren lassen (4)
4. Die sieben Planetentypen, die etwa in der Anthroposophie eine gewisse Verbreitung gefunden haben (7)
5. Die acht Jungschen Typen (8)
6. Die neun Persönlichkeitstypen, auch bekannt als das ursprünglich persische Enneagramm, welches etwa in der Esoterik ein recht weite Verbreitung gefunden hat (9)
7. Die Zwölf Sternzeichen des Tierkreises, die die Grundlage bilden für jegliche Astrologie. Sie werden in jedem Geburtshoroskop ausführlich beschrieben. Es kommen dann allerdings zur verfeinerten Betrachtung noch die Planeten und der Aszendent hinzu (12)

Die Untersuchung von introvertiertem und extrovertiertem Menschen ist somit die allgemeinste, und wohl auch die verbreitetste. Hier gebührt C.G. Jung sicherlich ein bleibendes Verdienst. Doch diese Einteilung ist natürlich auch die oberflächlichste. Das wusste wohl auch Jung, der sich daher bemüht hat, das ganze System entsprechend zu verfeinern, leider auf recht spekulative Weise. Ich selber habe einmal ein Buch über die unterschiedlichen Typenlehren geschrieben, bin dann aber später wieder davon abgerückt, einfach, weil mich irgendwann nur noch der individuell einmalige Mensch interessiert hat. Dieser kann und will letztlich nur nach individuellen Maßstäben gesehen und verstanden werden. Typenlehren sind da leider wenig hilfreich, ja, sie verstellen mitunter sogar den Blick auf das Individuum. Trotzdem habe auch ich gelegentlich auf wenigstens zwei Typenlehren zurückgegriffen, einmal die Lehre von den vier Temperamenten, und zum anderen auf die zwölf Sternzeichen und die Astrologie. Beide Lehren waren mir doch immer ein guter Wegweiser zu einem tieferen Verständnis des jeweiligen Individuums. Wer mit Typenlehren arbeitet, sollte unbedingt darauf achten, dass er sich nicht den Blick für die Einmaligkeit und Einzigartigkeit des Individuums verstellt. Dabei kann ihm eine Menschenkenntnis gute Dienste leisten.

Die Sternzeichen als Archetypen der Persönlichkeit:

- Rae Orion: Astrologie für Dummies
- Brigitte Hamann: Die zwölf Archetypen – Tierkreiszeichen und Persönlichkeitsstruktur
- Anita Vogel: Zu den Quellen Sibyllas – Die 12 astrologischen Archetypen in Mensch, Mythen und Geschichte

Das Enneagramm:

- Don Richard Riso: Die neuen Typen der Persönlichkeit und das Enneagramm
- R. Rohr/A. Ebert: Das Enneagramm – Die 9 Gesichter des Seele

Die Typen bei C.G. Jung:

- C.G. Jung: Psychologische Typen

Die Planetentypen:

- Frits H. Julius: Metamorphose – Ein Schlüssel zum Verständnis von Pflanzenwuchs und Menschenleben
- W.F. Veltman: Menschentypen – Planetenwirkungen in der menschlichen Seele

Die vier Temperamente:

- Heinrich Eltz: Die menschlichen Temperamente

Die drei Leibestypen

- Kretschmer

Der extravertierte und der introvertierte Mensch

- C.G. Jung: Psychologische Typen

„Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ von Immanuel Kant

Der Hauptteil des Buches beginnt mit dem Satz: „es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könne gehalten werden, als allein ein guter Wille.“

Der Wille nun, dessen eigentliche Beschaffenheit der Charakter ist, hat nun die Vernunft zu ihrer eigentlichen Regentin. Und nun wird der Begriff der Pflicht eingeführt, womit es bereits hier problematisch wird. Kant gibt nun der Pflicht gegenüber der Neigung den Vorzug. So sagt er: „Allerdings gerade da hebt der Wert des Charakters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich dass er wohltue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.“ Goethe und Schiller erwiderten später, und das zu recht: „Ich tue das Gute auch, doch tue ich es aus Neigung, nur.“

Nun folgt ein weiterer Satz: „Eine Handlung aus Pflicht hat einen moralischen Wert nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird, (also) dem Prinzip des Willens.“

Diese Maxime ist nach Kant das subjektive sittliche Prinzip. Der dritte Satz nun lautet: „Pflicht ist Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz.“

Daraus entwickelt Kant die erste Fassung des kategorischen Imperativs: „Ich soll niemals anders verfahren, als so, dass ich auch wollen könne, meine Maxime (Prinzip des Willens) solle ein allgemeines Gesetz sein.“ Dies ist nach Kant das objektive Sittengesetz.

Im zweiten Abschnitt des Buches folgt nun ein Traktat über die Notwendigkeit der Pflicht und über den kategorischen Imperativ, der nun wie folgt formuliert wird: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“

Am Ende gibt es noch einige Ausführungen über die Autonomie und die Heteronomie des Willens und es wird der Begriff der Freiheit entwickelt und mit dem Willen in einen kausalen Zusammenhang gestellt.

Was am Ende bleibt, ist der kategorische Imperativ als moralisches Gesetz oder Sittengesetz. Dieses Sittengesetz hat aber nun den Anspruch objektives Gesetz des sittlich Guten zu sein. Warum nicht einfach so: Tue das Gute, und lasse das Böse. Ethische Maxime des sittlich Guten kann doch immer nur eine Maxime von ethischem Wert sein, nicht aber irgendeine Maxime, wie religiöse Maximen, ästhetische Maximen. Maxime des sittlich Guten kann demnach nur das sittlich Gute selber sein. Wenn schon ein kategorischer Imperativ, dann so: Handle immer nur nach derjenigen Maxime, die zugleich eine ethische ist. Das bringt uns aber wieder zurück auf das altbekannte Sittengesetz, das auch ohne Kant schon existiert hat: Tue das Gute und lasse das Böse.

„Der Fürst“ von Niccolò Machiavelli

Machiavelli nannte seinen „Fürst“ ursprünglich „Fürstentherrschaft“. Nach einer 15-jährigen Untersuchung der im 16. Jahrhundert herrschenden Machtpolitik schrieb er dieses Buch während seines Exils auf dem Lande. Es untersucht das Erlangen von Macht und den Machterhalt. Dabei wird vor keinem noch so schändlichen Mittel zurückgeschreckt. Ein Beispiel von vielen: „Ferner muss der Herr (Fürst) einer fremdländischen Provinz sich zum Oberhaupt und Beschützer des schwächeren Nachbarn machen und die Mächtigsten unter diesen zu schwächen suchen; auch muss er verhüten, dass ein Fremder, der so mächtig ist wie er selbst, bei irgendeinem Anlass ins Land dringt; denn immer wurden solche von Unzufriedenheit, aus Ehrgeiz oder aus Furcht ins Land gelassen.“

So oder so ähnlich zieht sich ein einzigartiger ideologischer Redeschwall der Macht und Machterhaltung durch das gesamte Werk. Es liest sich eigentlich wie die Spielanleitung für ein politisches Mühle-Dame-Schach-Spiel. Ich habe es interessanter Weise gleichzeitig mit Gedichten von Pablo Neruda gelesen, und so schlägt einem der ganze Zynismus diese demagogischen Machtprinzipien ins Gesicht. Nicht umsonst ist Machiavelli der Begründer eines poli-

tischen Chauvinismus der schlimmsten Art. Es ist wirklich traurig, dass man in der Politik heute noch so viele Machiavellisten finden kann, ja, dass die ganze heuchlerische Staatspolitik von einigen selbst Machiavellismus genannt wird. Wir leben eben stellenweise immer noch im tiefsten Mittelalter.

„Menschliches, Allzumenschliches – Ein Buch für freie Geister“ von Friedrich Nietzsche

Das Buch „Menschliches, Allzumenschliches“ leitet Nietzsches zweite Schaffensphase ein und ist eigentlich Voltaire gewidmet. Es stellt kein geschlossenes System dar, was Nietzsche immer abgelehnt hat, sondern eine Aphorismensammlung der Form nach und Aperçus dem Inhalt nach, eine Vorgehensweise, die sich durch Nietzsches gesamtes Werk zieht.

Die einzelnen Hauptstücke sind etwa überschrieben mit:

- Von den ersten und letzten Dingen
- Zur Geschichte des moralischen Empfindens
- Das religiöse Leben
- Aus der Seele des Künstlers und Schriftstellers
- usw.

Das Ganze Werk lässt sich im Grunde auf den Nenner bringen: „Nichts ist, alles wird“, oder „Alles ist im Fluss“, wie Heraklit gesagt hat, ein Zitat, dass denn auch bei Nietzsche auftaucht.

Nietzsche entpuppt sich schnell als glasklarer Nihilist, in einem Sinne, der wie Schopenhauer, dem sich Nietzsche außerordentlich verpflichtet fühlt, Wahrnehmung und Denken vertauscht. Alles ist meine Vorstellung, ergo: Kein „Ding an sich“, keine Metaphysik, keinen Gott und kein Sein. Diese sind lediglich ein Irrtum, eine Illusion: „Denn wie es hier auch stehe: mit Religion, Kunst und Moral, rühren wir nicht an das „Wesen der Dinge an sich“, wir sind im Bereich der Vorstellungen, keine „Ahnung“ kann uns weitertragen.“

Damit sind die Grundzüge des philosophischen Werkes fest umrissen. Nietzsche hebt zunächst die Wissenschaft bis in die höchsten Höhen. In dem Hauptstück „Zur Geschichte des moralischen Empfindens“, in welchem er teilweise auf den damals herrschenden Darwinismus zurückgreift (Recht des Stärkeren), entpuppt er sich als teilweise äußerst gewitzter Psychologe: „Wenn die Tugend geschlafen hat, wird sie frischer auferstehen.“

Zum Recht des Stärkeren vielleicht folgendes Zitat: „Notwehr – Wenn man überhaupt die Notwehr als moralisch gelten lässt, so muss man fast alle Äußerungen des sogenannten Egoismus auch gelten lassen: man tut Leid an, raubt oder tötet, um sich zu erhalten oder um sich zu schützen, um dem persönlichen Unheil vorzubeugen; man lügt, wo List und Verstellung das richtige Mittel der Selbsterhaltung ist.“ Nietzsche lehnt jede Ethik des Mitleids grundsätzlich und entschieden ab.

Das Hauptstück: „Das religiöse Leben“ ist dann ganz konsequent ein Generalangriff gegen das Christentum und gegen Gott, wo sich schon das berühmte „Gott ist tot“ aus dem Zarathustra ankündigt. Es fällt dabei aber auch eine gewissen Tendenz auf, über die Tragödie zu sprechen; wir erinnern uns, dass „Der Ursprung der Tragödie aus dem Geist der Musik“ Nietzsches Erstlingswerk war.

Im weiteren Verlauf erscheint uns Nietzsche dann noch als antifeministisch, als antidemokratisch und als antisozialistisch. Den Sozialismus hält Nietzsche schlicht für reaktionär.

In diesem „Wertekanon“ deutet sich bereits die „Umwertung aller Werte“ an, die sein wichtigstes Werk „Der Wille zur Macht“ ausführen sollte, ein Werk, das glücklicherweise unvollendet geblieben ist. Nietzsche ist oft als „Philosoph mit dem Holzhammer“ genannt worden. Seine Philosophie trifft den unvorbereiteten Leser frontal und völlig unvermittelt. „Philosophieren mit Nietzsche bedeutet ein ständiges sich gegen ihn Behaupten“, so Karl Jaspers. Nietzsches Philosophie ist dabei durchaus bilderreich und kommt ohne klassische philosophi-

sche Begrifflichkeit aus, da er die Philosophie seit der Antike grundsätzlich ablehnt. Daher hat sein Philosophie in gewisser Weise ein beinahe metamorphen Charakter, sie unterliegt einem ständigen Wandlungsprozess, wobei die Metamorphose beinahe schon Selbstzweck wird. Nietzsche legt dabei ein stark dichterisches Talent an den Tag, dessen hervorragendster Ausdruck neben seinen zahlreichen Gedichten sicherlich der Zarathustra ist. Bei aller berechtigten Kritik, Nietzsche ist einer der ganz großen Dichter und Denker der Deutschen, der leider nicht nur oft missverstanden, sondern auch, vor allem von den Nazis, missbraucht und instrumentalisiert wurde. Und dabei war es gerade Nietzsche der sich am Ende immer mehr von dem Antisemitismus seines Vorbilds Wagen abgegrenzt hat, leider ohne Erfolg.

Also sprach Zarathustra“ von Friedrich Nietzsche

Zarathustra hat sich mit einer Schlange und einem Adler in die Einsamkeit der Berge zurückgezogen, um sich Klarheit über sich selbst zu verschaffen. Nachdem er sich verwandelt hat, er weiß nun, „Gott ist tot“, geht er zurück in die Täler um den schlafenden Menschen den Übermenschen zu predigen. Wie ist das zu verstehen? Zarathustra, der nichts mit dem historischen Perserführer gemein hat, predigt nicht den göttlichen, sondern den dämonisch-materialistischen Übermenschen.

Der Mensch stellt die Tugenden über sich und betet diese an. Er sagt, die Tugenden seien von Gott gegeben. Nietzsche lehrt nun das genaue Gegenteil: Tugenden seine Menschenwerk, einzig und allein geschaffen, um seine Triebe und Instinkte zu verwirklichen. „Gott ist tot.“ Erst, wenn der Mensch die einsieht, wird er zum Übermenschen. Zarathustra fordert daher nicht Unterwerfung des Menschen unter die Ideale, sondern Unterwerfung der Ideale unter den Menschen. Das Leben hat keinen höheren Zweck.

Für Nietzsche ist der Mensch ein Körper-Geist-Dualismus. Früher, so sagt er, verachtete der Mensch seinen Körper und achtete die Seele. Der Übermensch hingegen achtet den Körper, denn dieser war zuerst da. Er hat nur die Seele hervorgebracht. Früher war der Frevel gegen Gott der schlimmste. Für den Übermenschen ist es der Frevel gegen die Erde und das Gesetz der Natur. Wir erkennen sofort den nihilistisch-materialistischen Zug dieser philosophischen Heilslehre.

Drei Verwandlungen muss der menschliche Geist durchmachen. Zuerst ordnet er sich allen Idealen und Tugenden unter. Weisheit ist bei Gott und Gottes Wegen muss er folgen. Doch dann wird er gewahr, dass kein Gott zu ihm spricht. Er will nun frei sein. Und es kommt noch eine Verwandlung: Das Kind fragt beim Spielen nicht: Du sollst dies tun, sondern es handelt nach seinem eigenen Willen. Es sagt: Ich will.

„Drei Verwandlungen nannte ich euch des Geistes: Wie der Geist zum Kamel wart, und zum Löwen das Kamel, und der Löwe zuletzt zum Kinde: - Also sprach Zarathustra.“ Wir sehen hier, wie der Materialismus in Zarathustras Predigt regelrecht zu einer Pseudoreligion wird, allerdings ohne dass Nietzsche als Religionsstifter aufgetreten wäre.

Zwei Tiere begleiten Zarathustra auf seiner Wanderschaft: Die Schlange als das klügste Tier und der Adler als das stolzeste Tier. Sie sind Symbole seiner (des Menschen) Instinkte. Zarathustra liebt die Klugheit und den Stolz, der dem Menschen erst die Selbstachtung bringe. Wir erkennen hier einen gewissen dämonischen Zug an der Lehre Zarathustras.

„Und wenn mich einst meine Klugheit verlässt: - ach, sie liebt es, davonzufiegen! – möge mein Stolz dann noch mit meiner Torheit fliegen!“

Nietzsche ist leider schwerstens missverstanden worden, vor allem von den Nazis. Man brauchte nur Deutscher zu sein, und man war automatisch ein Übermensch. Und darauf hieß es dann stolz zu sein. Die Deutschen waren die Herrenrasse, alle anderen waren Untermenschen. Wir sehen, wohin der „Wahn vom Übermenschen“ im dämonischen Sinne führen kann.

Nietzsche, der keine neue Philosophie aufgestellt hat, ist verachtenswert und bewundernswert zugleich: Verachtenswert seiner tiefen Dämonie wegen, der er selber am Ende erlegen war, aber bewundernswert ob seiner ungezügelter Schaffenskraft und inneren Konsequenz. So ist Nietzsche wohl ein Märtyrer der Geistesgeschichte selber, ihr Protagonist, aber auch ihr Opfer.

„Die Stellung des Menschen im Kosmos“ von Max Scheler

Das Buch will sich also mit dem Menschen und seinem Wesen bzw. seiner Stellung im Kosmos auseinandersetzen.

Dabei geht es Scheler zunächst noch nicht um das Wesen des Menschen selber, er untersucht zunächst nur zwei Naturreiche, das Pflanzenreich und das Menschenreich. Dabei macht Scheler den Fehler, den dreigliedrigen Menschen, nicht aber den viergliedrigen Menschen von den vier Naturreichen abzuleiten. Das muss natürlich zu gewaltigen Begriffsunklarheiten führen.

Zunächst untersucht Scheler also das Pflanzenreich, später dann auch das Tierreich und stellt den Aufbau psychischer Strukturen dar. Er findet den Gefühlsdrang, den Instinkt (Tier), das assoziative Gedächtnis und die praktische Intelligenz. Dabei ist Scheler davon überzeugt, die Pflanze hätte noch keinen Reflex. Dieser käme erst dem Tier zu. Nun, vielleicht kannte Scheler die Venusfliegenfalle noch nicht. Heute wissen wir, dass alle Reflexe, etwa auch beim Menschen, vegetative Funktionen sind.

Der Pflanze selber ordnet Scheler ganz richtig das Lebendige zu. Allerdings schafft er es nicht, das Lebendige zu erkennen als das, was wächst, sich fortpflanzt und mit der Natur stoffwechselt. Scheler ordnet der Pflanze hingegen den zweifelhaften Begriff des Gefühlsdrangs zu. Das Wesen des Menschen erkennt er nun im Geist. Es sei der Geist, der den Menschen vom Tier unterscheidet. So bringt Scheler die Sache doch noch nach Hause, allerdings leitet er die so verstandene Trichotomie des Menschen eben in zweifelhafter Weise von den vier Naturreichen ab.

Zum Schluss folgt dann noch eine Kritik am Leib-Seele-Dualismus bei Descartes, Scheler nimmt nun aber nicht drei Substanzen an, sondern nur eine einzige. Dem gegenüber unterscheidet er aber immerhin Geist und Leben, wobei er das Bewusstsein als Bindeglied einfach überspringt, von der Auslassung des Seins oder der rein physischen Existenz ganz zu schweigen.

Das ganze Werk ist in sich wenig durchdacht, zwar ambitioniert, aber ohne jede geisteswissenschaftliche Orientierung, die Scheler stets abgelehnt hat. Scheler ist daher nicht in der Lage, die Begriffe geisteswissenschaftlich korrekt zu klären. Aus diesem Grund erscheint mir ein derartiger Versuch, der nur aus dem hohlen Bauch heraus geschrieben ist, einfach überflüssig zu sein. Die wahren Anforderungen an das Thema sind heute ganz andere.

„Regeln für den Menschenpark – Ein Antwortschreiben zu Heideggers Brief über den Humanismus“ von Peter Sloterdijk

Peter Sloterdijks Buch „Regeln für den Menschenpark“ ist eine ganz lebendige Miniatur über den verfallenden Humanismus, in dem er sich stellenweise zu völligem Zynismus versteigt, ohne eine Lösung für das von ihm formulierte Problem zu finden. Aufschlussreich ist Sloterdijks Konzeption des Humanismus, die sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk zieht. Humanismus, so Sloterdijk, ist „freundschaftliche Telekommunikation im Medium der Schrift“. Dies wird im Folgenden näher ausgeführt.

Stellen wir dem einmal ein anderes Konzept von Humanismus gegenüber: Humanismus ist der (möglicherweise gescheiterte) Versuch, das Soziale oder allgemein Menschliche zu erreichen. Würde das Ziel des Humanismus heute wirklich noch vertreten, so würde es sich sicher-

lich um eine neue Philosophie handeln, wenn nicht um eine zweite Aufklärung. Sloterdijk, der letzte Mohikaner der alten Philosophie, konstatiert hingegen: „Wer soll die Weisheit noch lesen?“ Damit nimmt er aber auch Bezug auf den Humanismusbrief von Heidegger, und er konstatiert, dass der Humanismus gescheitert sei. Natürlich weiß auch Sloterdijk keine Lösung für das Problem.

Sloterdijk wendet das Problem nun so, dass er behauptet, Humanismus bedeute die Zähmung des Menschen. So stünden sich bestialisierende und zähmende Tendenzen im Menschen gegenüber. Es ginge also um die Zucht und Selbstzucht des Menschen in einem „Menschenpark“. Spätestens an dieser Stelle laufen Sloterdijk die Dinge aus dem Ruder. Nietzsches Übermensch wird bemüht und in zynischer Weise wird dann auch noch auf Platons „politaiā“ verwiesen, wo das demiurgische Prinzip Züchtungsprinzip sei. Bei all dem liegt sicherlich auch der Bezug zur Menschenzüchtung durch Gentechnik nahe (etwa Menschen ohne Gewaltgen), eine Verbindung, die auch Sloterdijk dann ganz logisch herstellt. Er fordert aber, und hier muss man ihn gegen die aufgekommenen Anfeindungen in Schutz nehmen, ausdrücklich eine „Codex der Anthropotechniken“, der aber hier nicht weiter ausgestaltet wird, und das, obwohl dies Gerade Verfassungsthema in Europa ist. Sloterdijk stellt lediglich das Menschenzüchtungsproblem in den humanistischen Kontext. Einige weitere zynische Wendungen, wie der Menschenzoo runden das Bild dann ab.

Fazit. Es ist Sloterdijk nicht gelungen, bis zum Kern des Humanismusproblems vorzudringen. Wo Humanismus gefordert wäre, konstatiert Sloterdijk lediglich ihr Scheitern, und passt sich so den Verhältnissen an. Auf der andern Seite sieht er die Notwendigkeit, Gentechnik in einen mindesten humanistischen Kontext zu stellen, aber auch hier ist er weit von einer generellen Ablehnung der kriminellen Gentechnik entfernt.

„Im selben Boot – Versuch über die Hyperpolitik“ von Peter Sloterdijk

„Im selben Boot“ lautet der Titel von Peter Sloterdijks ungewöhnlichem Essay. Wir sitzen alle im selben Boot, gemeint ist hier allerdings das Boot der Weltgeschichte. Für diese menschliche Gattungsgeschichte entwirft Sloterdijk eine Drei-Stadien-Theorie, für die er das Bild des Schiffahrtsmetaphorik verwendet. Diese Drei-Stadien-Theorie erinnert natürlich an die alt bekannten religiösen Drei-Stadien-Theorien und –Gesetze eines Hegel, Cieszkowski und Joachim von Fiore, von denen sich Sloterdijk aber bewusst abgrenzt. Für Sloterdijk beginnt die zweite Weltepoche nicht mit der Zeitenwende, sondern schon 2000 Jahre vorher (Ägypten, Mesopotamien). Und dabei ist das Drei-Stadien-Gesetz eigentlich sogar ein Vier-Stadien-Gesetz.

Sloterdijk interpretiert diese drei Stadien nun aber nicht in einem geschichtsphilosophischen Sinn, sondern führt sie einfach nur in beschreibender Form aus. Dabei entpuppt sich Sloterdijk als zynischer Materialist, aber auch als Nonkonformist. Ein Beispiel möge dies belegen: Sloterdijk spricht etwa von der „Formation von Obergöttern und Hochnichtsen vom Typ Nirwana“.

Solcherart Zynismus und permanente Desorientierung gipfeln in dem Schlusssatz: „Das Buch über das Größte vom Größten ist nicht geschrieben. Sollte es eines Tages seinen Verfasser finden, sein Titel könnte lauten: Die offene Horde und ihre Feinde.“ Eine völlig überflüssige Anspielung an Karl Popper. Um so dringender erscheint mir hier die Notwendigkeit einer gänzlich neuen Philosophie. Sloterdijk denkt eigentlich wie eine Art Blitzlichtgewitter: Helle Momente wechseln sich mit tiefer Finsternis ab. Genau besehen ist Sloterdijk nur ein Schwätzer der übelsten Sorte. Auch dafür ein nur zu typisches Beispiel: „Mir scheint, die gegenwärtige Gesellschaft kann mit den Ekelkrisen gegenüber ihrer politischen Klasse im Augenblick nichts besseres tun, als sich eine Denkpause für Grundsatzfragen zuzugestehen. Man muss Zeit gewinnen für eine Verfassungsdebatte, die in eine Weltform-Untersuchung übergeht.“

Recht hat Sloterdijk, nur führt er hierzu nichts, aber auch rein gar nichts aus, und er übersieht obendrein, dass diese Dinge ja schon längst ausgearbeitet sind. Finden wir also einen Wertekanon für die ganze Menschheit, der sich dann in den einzelnen Verfassungen widerspiegelt, auch in der europäischen. Nur so werden wir die soziale Organismen „in ihrer Freiheitsgestalt“ erreichen. Das genau ist „das Größte vom Größten“, das die Menschheit je erreichen kann. (Joseph Beuys) Vielleicht sollte Sloterdijk sich einmal mit dem Dritten Weg beschäftigen, er würde all seine Obsessionen verlieren. Zu wünschen wäre es ihm.

Joachim Stiller

Münster

Ende

[Zurück zur Startseite](#)